

Haus Friedberg.

Roman

von

Ewald August König.

1876. Hermann Costenoble, Jena.

I.

Der Lindenwirth stand vor der Thür seines Hauses und blickte, die Arme auf der Brust verschränkt, gedankenvoll auf die Wiesen und Felder, die im Sonnenglanze vor ihm lagen.

Es war ein glühendheißer Sommernachmittag, eine drückende Schwüle, wie sie dem Gewitter voranzugehen pflegt, und die Arbeiter auf den Feldern warfen manch' sehnsüchtigen, ungeduldigen Blick hinauf zu den weißen Wölkchen, die am westlichen Horizont aufstiegen und allmählig immer dichter sich zusammenballten.

Das Wirthshaus lag eine kleine Strecke vom Dorf entfernt an der mit Obstbäumen bepflanzten Straße, welche von der Chaussee zum Schlosse Friedberg hinaufführte.

Von dem Schlosse selbst sah man von hier aus nichts: es lag auf einer kleinen bewaldeten Anhöhe, die dichtbelaubten Wipfel der uralten Eichen und Buchen überragten die Zinnen der Thürme.

Es kamen gar oft Fremde hier vorbei, die zu dem Schlosse hinaufwanderten, um die berühmte Kunst- und Gemäldesammlung des Grafen Leonard von Friedberg zu besichtigen, somit war es für den Lindenwirth durchaus kein überraschendes Ereigniß, als er von der Chaussee her eine kleine Gesellschaft in den Fahrweg einbiegen und auf seine Schenke zukommen sah.

Voran schritt ein junger Herr in einem leichten, staubgrauen Reiseanzuge mit langem, blondem Haar und frischen, intelligenten Zügen, ein Künstler, wie es den Anschein hatte; ihm folgten ein Herr und eine Dame, welche in höherem Grade die Aufmerksamkeit des Wirthes fesselten.

Der Herr war eine hohe, stattliche Gestalt, sein Antlitz von der Sonne gebräunt. Gang und Haltung verriethen den Militär. Die Dame an seinem Arme trug einen Traueranzug und ein schwarzer, dichter Schleier verhüllte ihr Gesicht.

Es mußte auffallen, daß die Dame diesen Schleier trotz der sengenden Hitze nicht zurückschlug, und die Frage lag nahe, ob sie für ihren Teint fürchte oder ob sie Grund habe, ihr Gesicht zu verbergen?

Indeß, der Wirth fand nicht lange Zeit, über diese Frage nachzudenken, denn vor ihm stand der Fremde in dem grauen Anzuge und wünschte zu wissen, ob er sich auf dem richtigen Wege zum Schlosse Friedberg befinde.

»Nur immer gradaus,« antwortete der Wirth, dessen Blicke mit Wohlgefallen auf dem heiteren, jugendfrischen Antlitz ruhten; »aber wenn Sie das Schloß besichtigen wollen, so werden Sie sich noch eine Weile gedulden müssen, denn Philipp ist vor einer Viertelstunde in's Dorf gegangen, um Einkäufe zu machen.«

»Wer ist Philipp?« fragte der Fremde lächelnd.

»Der Kammerdiener des Herrn Grafen.«

»Wird man in seiner Abwesenheit nicht eingelassen?«

»Schwerlich, der Herr Graf hat nur diesen Diener, und daß er selbst den Fremden öffnen soll –«

»Kann Niemand verlangen,« ergänzte der Fremde scherzend, während er an einen der Tische trat, die unter den schattigen Kronen der Linden standen. »Wie lange werde ich warten müssen?«

»Vielleicht eine halbe Stunde.«

»Kann ich für Geld und gute Worte ein Glas Wein haben?«

»Mit Vergnügen.«

»Bringen Sie uns auch eine Flasche Wein!« rief der andere Fremde mit sonorer Stimme, die einen befehlenden Klang hatte, »wir wollen ebenfalls zum Schlosse.«

Die schwarzgekleidete Dame ließ sich neben ihrem Gatten an einem anderen Tische nieder; sie wandte dem jungen Herrn den Rücken zu.

Der Lindenwirth eilte in's Haus, und als er zurückkehrte, begleitete ihn ein junges, schönes Mädchen, welches die Flaschen und Gläser trug.

Schlank und hoch gewachsen, mit drallen Formen und einem Gesichte voll Unschuld und Liebreiz, mußte ihre äußere Erscheinung einen fesselnden, bezaubernden Eindruck machen.

Unter dem bewundernden Blick des jungen Mannes erglühend, schlug sie verwirrt die Augen nieder, als sie Flasche und Glas vor den Fremden hinstellte, dann eilte sie fort, um die übrigen Gäste zu bedienen.

»Ich irre wohl nicht, wenn ich vermuthe, daß dieses reizende Mädchen ihre Tochter ist?« sagte der junge Herr,

als der Wirth an den Tisch trat. »Allen Respect, Herr Wirth, Ihr Wein ist so schön wie Ihre Tochter.«

»Es ist Wein aus dem gräflichen Schloßkeller,« erwiderte der Wirth, »ich habe ihn vor mehreren Jahren gekauft.«

Der Fremde hielt das Glas empor, ein goldiger Schimmer fiel auf sein Antlitz.

»Man spricht Manches über den Grafen Leonard von Friedberg,« sagte er, »aber Alle stimmen darin überein, daß der alte Herr ein Sonderling sein soll.«

»Vielleicht ist dieses Urtheil begründet.«

»Vielleicht? Na, ich denke, Sie werden das besser wissen, als jeder Andere.«

Der Wirth zuckte die Achseln, zog einen Stuhl unter dem Tisch hervor und ließ sich nieder.

»Sie sind entweder ein Künstler oder ein Gelehrter,« sagte er.

»Ich bin Maler.«

»Dacht' mir's doch gleich.«

»Und mein Name ist Berthold Hasting!«

»Verzeihen Sie, wenn ich gestehe, daß ich diesen Namen noch nicht gehört habe; der Herr Graf wird ihn gewiß kennen, aber wenn Sie glauben, daß er eine Empfehlungskarte sein werde, so irren Sie doch, der Herr Graf empfängt Niemanden, wäre es auch der berühmteste Mann unter der Sonne.«

»So ein Sonderling ist er!«

»Ein Menschenfeind.«

»Wodurch ist er das geworden?«

Die verschleierte Dame wandte sich um und warf einen flüchtigen Blick aus die Beiden, dann legte sie leicht ihre Hand auf den Arm des Gatten, dessen blitzende Augen fest und unverwandt auf dem Maler ruhten.

»Wodurch?« erwiderte der Wirth. »Wer weiß das! Vielleicht durch seine Kunstsammlung, vielleicht auch durch seine Kinder.«

»Ist er nicht Junggeselle?«

»Er ist Witwer. Die Frau Gräfin ist schon vor mehreren Jahren gestorben. Wenn sie am Leben geblieben wäre, so würde Alles anders gekommen sein.«

»Und seine Kinder?« fragte der Maler.

»Ja, was ist darüber zu sagen? Die junge Gräfin Mela liebte einen Officier, aber er war ein Bürgerlicher, in seinen Adern floß kein blaues Blut, und der alte Graf Leonhard wollte die Mesalliance nicht zugeben. Comtesse Mela hingegen konnte von dem geliebten Manne nicht lassen und darüber kam es zwischen Vater und Tochter zum Bruch. Eines schönen Morgens war die junge Gräfin verschwunden, man sprach von freiwilliger Flucht, von Entführung u. s. w. Vom Schlosse aus wurde uns bedeutet, die Comtesse habe eine Reise zu ihren Verwandten angetreten. Wohlverstanden: bis heute ist sie nicht zurückgekehrt!«

»Wie lange ist das her?«

»Seitdem können schon eilf oder zwölf Jahre verstrichen sein.«

»Und hat man seitdem nichts mehr von der Comtesse gehört?«

»Nichts.«

»Sie sprachen von Kindern, der Graf muß also –«

»Er hatte noch einen Sohn,« fiel der Wirth dem Maler in's Wort, »doch der junge Herr verstand sich nicht mit seinem Vater. Er nahm die Partei seiner Schwester und vertheidigte Comtesse Mela. Aber das war es nicht allein, er erbitterte auch den alten Herrn dadurch, daß er über die Kunstliebhaberei desselben spottete und die vielen Ankäufe mißbilligte.«

»Wenn er das that, dann stellte er sich selbst ein Armuthszeugniß aus,« sagte der Maler entrüstet. »Es wäre zu wünschen, daß die reichen Leute insgesamt dieses Steckenpferd wählten, die Kunst wird in unserem deutschen Lande noch lange nicht genug unterstützt.«

Wieder zuckte der Lindenwirth die Achseln, die verschleierte Dame wandte abermals sich um und warf einen Blick auf den jungen Mann, der die dunklen Augen durch das dichte Gewebe des Schleiers blitzen sah.

»Ja, wenn die reichen Leute es thun, so hat ja Niemand etwas dagegen,« erwiderte er, »aber wenn Jemand sein ganzes Vermögen dafür hingibt, dann ist ein Einspruch wohl gerechtfertigt.«

»Und das hat der Graf Friedberg gethan?«

»So sagt man, ob's wahr ist, kann ich nicht untersuchen.«

»Nun, wenn er's gethan hat,« sagte der Maler, »so hat dafür auch seine Kunstsammlung einen bedeutenden Rus, und der Werth derselben steigt ja mit jedem Tage.

Das Geld, welches man für Kunstsachen ausgibt, ist niemals fortgeworfen, und bildet es auch ein todttes Kapital, so bringt es doch später Zins und Zinseszins ein. Der junge Graf ist auch nicht mehr bei seinem Vater?«

»Nein, Graf Willibald wohnt in der Residenz.«

»Er hat ebenfalls mit dem alten Grafen gebrochen?«

»Mein lieber Herr, Sie fragen mehr, als ich beantworten kann,« sagte der Lindenwirth, die Miene leicht in Falten ziehend. »Ich bekümmere mich nicht sonderlich um das, was da oben im Schlosse vorgeht, die vornehmen Herren lieben die Neugier nicht, und der alte Philipp wird grob, wenn man lästige Fragen an ihn richtet. Ich kann Ihnen nichts weiter sagen, als was ich Ihnen berichtet habe: Graf Leonhard haust eben mit seinem Diener allein, und seitdem seine beiden Kinder ihn verlassen haben, sind sie hier nicht mehr gesehen worden.«

Er wollte sich nach diesen Worten erheben, offenbar war die Unterhaltung ihm peinlich geworden, aber der Maler hielt ihn zurück.

»Noch einige Worte!« sagte der junge Mann. »Wenn ich Ihnen lästig falle, dann verzeihen Sie das einem Manne, der nur für die Kunst lebt und ihr allein sein ganzes Leben widmet. Graf Friedberg soll in seiner Gemäldegalerie einige classische Bilder besitzen –«

»Davon verstehe ich nichts, Herr! Wenn Sie darüber Auskunft haben wollen, müssen Sie sich an Philipp wenden, er kennt das kleinste Stück in der Sammlung.«

»Ich wollte nur sagen, daß ich beabsichtige, diese Gemälde zu copiren und deshalb längere Zeit hier weilen

muß. Kann ich mich für einige Wochen bei Ihnen einlogiren?«

Der Wirth blickte den jungen Mann eine Weile ernst an, wie wenn er erforschen wolle, ob derselbe wirklich redliche Absichten hege, dann nickte er und ein wohlwollender Zug breitete sich über sein gutmüthiges Gesicht.

»Wenn eine kleine bescheidene Stube und ein einfacher Mittagstisch Ihnen genügen, so nehme ich Sie herzlich gern auf,« sagte er, »und mit dem Preis sollen Sie auch zufrieden sein.«

»Also abgemacht?«

»Wollen Sie nicht vorher das Zimmer ansehen?«

»Wozu? Wenn ich nur Licht, frische Luft und ein Obdach habe, so bin ich schon zufrieden. Ich werde morgen einen Boten zur Stadt senden und mein Gepäck holen lassen.«

»Einer meiner Knechte kann das besorgen die Leute verdienen gern ein Trinkgeld und augenblicklich drängt die Arbeit so sehr nicht. Röschen! Bring' das Gastzimmer in Ordnung, dieser Herr wird eine zeitlang bei uns wohnen.«

Das Mädchen war auf den ersten Ruf herbeigeeilt, ihr fragender Blick begegnete dem des jungen Herrn, und der Maler glaubte in den schönen, großen Augen ein freudiges Aufleuchten zu bemerken. Mit Gewißheit konnte er es freilich nicht behaupten, denn es war nur ein kurzer Moment gewesen, aber es war ihm doch, als halte ein süßer Zauber seine Sinne befangen.

Er schaute der schlanken Gestalt nach, bis sie in das Haus trat, dann trank er gedankenvoll sein Glas aus.

»Es fragt sich allerdings, ob der Herr Graf Ihnen die Erlaubniß geben wird, die Gemälde zu copiren,« nahm der Wirth wieder das Wort, »er läßt sich niemals vor Fremden sehen. Sie müssen es versuchen.«

Der Maler nickte schweigend.

»Sprechen Sie vorher mit Philipp darüber,« fuhr Jener dann fort, »seine Stimme gilt viel, wenn Sie ihn nicht gewinnen, dann wird es unter allen Umständen fehlschlagen. Drüben kommt er, – warten Sie, gehen Sie nicht mit ihm, Sie müssen warten, bis er im Schlosse ist, er ist auch ein sonderbarer Kauz, Fremde empfängt er nur in seiner Galalivrée.«

Die verschleierte Dame hatte ebenfalls einen raschen Blick auf die Straße geworfen, sie flüsterte einige Worte mit ihrem Gatten, der durch eine Geberde seine Zustimmung zu erkennen gab.

Der alte Diener des Grafen schritt an dem Wirthshause vorbei; er grüßte den Wirth mit einer herablassenden Handbewegung, etwa wie der Graf selbst ihn begrüßt haben würde; von den Gästen nahm er keine Notiz.

»Wenn Sie jetzt noch zehn Minuten warten, so können Sie ihm dreist folgen,« sagte der Lindenwirth. »Nicht wahr, dem strammen, kräftigen Manne sieht man's auch nicht an, daß er beinahe siebzig Jahre alt ist?«

»Wirklich schon so alt?«

»Ja; er ist nun schon seit fünfzig Jahren in den Diensten des Grafen. Früher war er Förster, aber seitdem

der größte Theil der Wälder verkauft und in andere Hände übergegangen ist, versieht er die Stelle eines Kammerdieners und Portiers. Als der Graf vor etwa drei Jahren sein ganzes Dienstpersonal entließ, wollte der alte Philipp sich nicht von seinem Herrn trennen.«

»Ein schöner Beweis seiner Treue und Anhänglichkeit,« sagte der Maler, sich erhebend; »aber nun werde ich wohl gehen müssen, wenn ich in Sicherheit kommen will, das Gewitter rückt näher.«

Auch die andern Gäste hatten sich erhoben; sie folgten dem jungen Manne, der langsam auf den bewaldeten Hügel zuschritt.

»Wenn ich vorhin recht gehört habe, so wird mir die Ehre, mit Herrn Hastings zu reden, dessen Name schon jenseits des Oceans mit hoher Achtung genannt wird,« sagte der Begleiter der verschleierten Dame, als er den Maler eingeholt hatte.

»Sie waren drüben?« fragte der junge Mann, den Gruß der Beiden höflich erwidern.

»Wir kommen aus Südamerika. Mein Name ist Ladenburg und diese Dame da ist meine Gattin.«

Wieder verneigte sich der Maler, aber vergeblich versuchte er, einen Blick hinter den dichten Schleier zu werfen, er sah nichts weiter, als die dunkeln, blitzenden Augen.

»Sie wollen auch in's Schloß, um die Sammlung zu sehen?« fragte er.

»Man hat mir gesagt, es sei eine sehr reiche Sammlung.«

»So hörte ich auch.«

»Aber wenn der Graf ein so großer Sonderling und Menschenfeind ist –«

»Was kümmert er uns? Wir kommen ja nicht seinetwegen, sondern um seine Schätze zu sehen, und jeder Kunstenthusiast und Sammler ist stolz darauf, wenn Andere seine Sammlung besichtigen und ihren Ruhm ausposaunen.«

»Wohl wahr, indeß gibt es unter ihnen auch Leute, die ihre Schätze verschließen, weil sie fürchten, bestohlen zu werden.«

»Na, diese Narren bedauere ich,« sagte der Maler ruhig, »sie haben selbst keine Freude an ihren Schätzen, mögen diese auch noch so kostbar sein. Mehr oder weniger ist der Werth dieser Kunstsachen ja doch imaginär und nur die Freude Anderer bedingt und erhöht die Freude des Besitzers.«

»Sie haben Recht,« erwiderte Ladenburg, »aber es gibt solche Narren, ich habe ihrer mehrere kennen gelernt. Nun, ich will Ihnen wünschen, daß es Ihnen gelingt, Ihren Zweck zu erreichen.«

»Gelingt es mir nicht, dann packe ich Pinsel und Palette wieder ein und schüttele den Staub von meinen Füßen,« scherzte Hasting.

»Welche Gemälde wünschen Sie zu copiren?« fragte die Dame, sich zu dem Maler wendend, den der sympathische Klang dieser weichen, melodischen Stimme angenehm berührte.

»Man hat mir gesagt, der Graf besitze drei werthvolle Bilder, eine Madonna von Murillo, einen Christuskopf von Rubens und einen Engel von Michel Angelo, und ich darf wohl annehmen, daß diese Gemälde wirkliche Originalwerke sind, denn der Graf Friedberg hat nicht nur enorme Summen dafür gezahlt, er ist auch als feiner Kunstkenner bekannt. Was er außerdem in seiner Sammlung besitzt, hat vielleicht weniger Interesse für mich, als für den Alterthumsforscher und Antiquitätensammler.«

»Und werden Sie diese Copien dann verkaufen?« fragte Ladenburg.

Der junge Mann lachte heiter.

»Es ist ja mein Geschäft,« erwiderte er; »sich selbst eine Gemäldegalerie anzuschaffen, das ist nur wenigen Sterblichen vergönnt, denn es gehört ein großes Vermögen dazu . . . Ah, das ist herrlich? . . .«

Die kleine Gesellschaft war eben um eine Ecke gebogen, vor ihr lag das in der That prachtvolle Schloß mit seinen Erkern und Thürmen, dessen äußere Mauern allerdings Spuren des beginnenden Verfalls zeigten, die indeß der Wirkung des Ganzen, namentlich aus geringer Entfernung betrachtet, keinen Abbruch thaten.

Ladenburg und seine Gattin blieben auch eine Weile im Anschauen versunken, aber sie äußerten kein Wort des Erstaunens oder der Bewunderung, ja sie hörten kaum auf die Ausrufe ihres Begleiters, der nicht Worte genug finden konnte, sein Entzücken und seine Bewunderung auszudrücken.

»Wie glücklich würde ich mich preisen, wenn ich hier wohnen und meiner Kunst leben könnte!« sagte der Maler.

»Sie vergessen, daß Ihnen zum Malen hier das nöthige Licht fehlen würde,« warf Ladenburg mit leisem Spott ein.

»Wie prosaisch, Werner!« zürnte seine Frau

»Ihr Herr Gemahl hat mir eine treffende Antwort gegeben,« scherzte der junge Mann; »im praktischen Leben muß die Prosa sich mit der Poesie verbinden, es ist nun einmal nicht anders. Nun, ich hoffe, daß ich in diesem Waldschlosse so viel Licht finden werde, als ich für meine Copien bedarf.«

»Und wenn diese Copien fertig sind, wollen Sie mir dann die Ehre erzeigen, sie mir anzubieten?« fragte Ladenburg in artigem, verbindlichem Tone.

»Herzlich gern! Wenn Sie mein Mäcen sein wollen, so nehme ich das mit großem Danke an.«

»Gut, ich baue auf ihr Versprechen. Sie werden es begreiflich finden, daß ich nun ein ganz besonderes Interesse daran nehme, ob Sie ihren Zweck erreichen werden, vielleicht gehen einige Tage darüber hin ehe Sie die Entscheidung erhalten; darf ich Sie bitten, mir alsdann einige Zeilen zu schreiben?«

»Nach Südamerika?«

»Nicht doch, ich gedenke einige Jahre, vielleicht auch für immer in Europa zu bleiben. Ich werde freilich bald hier, bald dort sein, aber Sie sollen stets wissen, wo ich bin, damit ihre Nachrichten mich erreichen können. Es

ist ja für uns Beide angenehm, ja sogar nothwendig, daß wir in stetem Briefwechsel mit einander bleiben.«

»Der Erfüllung dieses Wunsches steht von meiner Seite nichts entgegen,« erwiderte der Maler.

»Ich danke Ihnen. Sie bleiben nachher unten in dem Wirthshause?«

»Ja.«

»Wir werden dann in's Dorf zurückgehen wo der Wagen uns erwartet, hier ist meine erste Adresse.«

Ladenburg hatte sein Portefeuille geöffnet, er nahm eine Karte heraus, schrieb darauf einige Worte und überreichte sie dem jungen Mann dann schritt er auf das Portal und zog die Glocke.

Die Thür wurde gleich darauf geöffnet und die hohe Gestalt Philipps erschien in Gala-Livree auf der Schwelle.

»Die Herrschaften wünschen die Kunstschatze zu sehen?« fragte er.

Ladenburg nickte bejahend, der Diener warf nur einen flüchtigen Blick auf die drei Personen dann schloß er die Thür wieder.

»Sie werden wissen, daß die Kunstsammlung des Herrn Grafen Leonard von Friedberg in allen Welttheilen berühmt ist,« sagte er, während er den Fremden voranschritt, »es befinden sich in dieser Sammlung Gegenstände, die Könige und Fürsten vergeblich als ihr Eigenthum zu erwerben versuchten. Der Herr Graf haben ein halbes Jahrhundert daran gesammelt.«

»Herr von Friedberg kauft heute nichts mehr?« fragte der Maler, während er die Fresco-Malereien des Treppenhauses und das elegante, zierliche Geländer aus Schmiedeeisen betrachtete.

»Ich wüßte nicht, was ihm noch angeboten, werden könnte,« erwiderte der Diener achselzuckend. Dieses Geländer stammt aus dem Schlosse in Heidelberg. Bei der Zerstörung des Schlosses durch die Franzosen wurde es bei Seite geworfen, später kam es in den Besitz eines reichen Patriziers, der es in seinem Hause in Nürnberg anbringen ließ. Graf Friedberg kaufte vor dreißig Jahren jenes Haus nur der Kunstschatze wegen, die es in seinem Innern barg. Er erwarb dadurch außer diesem Geländer einige Marmorkannen und eine Menge reich geschnittener Holztafeln mit denen die Wände mehrerer Zimmer bekleidet waren. So zum Beispiel dieses Zimmer,« fuhr der Diener fort, indem er eine Thür öffnete. »Dieß ist der Speisesaal, in dem in früheren Jahren sehr oft eine lustige Gesellschaft tafelte.«

»Geschieht das heute nicht mehr?« fragte der Maler.

»Nein. Seitdem die gnädige Frau Gräfin zu ihren Ahnen versammelt wurde, empfängt der Herr Graf Niemanden mehr.«

»So ist es also wahr, daß er ein Menschenfeind ist?«

»Leider ja, indeß daran tragen auch andere Ursachen Schuld. Sehen Sie, diese Holztafeln zeigen die Embleme der Jagd, der Fischerei, der Landwirthschaft, der Obst- und Viehzucht, an der Wand finden Sie die vier Jahreszeiten und unter der Decke einen Bacchanten-Zug.«

»In der That außerordentlich schön!« sagte der Maler.

»Ich mache Sie noch aufmerksam auf die Kronleuchter von Bergkrystall, auf die altdeutschen Gläser, Humpen und Krüge dort auf dem Büffet und auf die zwar einfachen, aber recht antiken Tische und Sessel.«

Die verschleierte Dame war auf einen dieser Sessel niedergesunken, mit besorgter Miene wandte Ladenburg sich zu dem Diener.

»Sie erlauben wohl, daß meine Frau hier zurückbleibt,« sagte er, »ein leichtes Unwohlsein welches hoffentlich bald vorübergehen wird, hat sie befallen.«

Jetzt erst warf Philipp einen forschenden Blick auf die Dame, sie hielt das Haupt auf die Brust gesenkt und athmete schwer.

»Wenn eine ernste Krankheit im Anzuge sein sollte, so würde ich Ihnen rathen, nicht länger zu bleiben,« erwiderte er, und man hörte seiner Stimme an, wie unangenehm es ihm war, die erbetene Erlaubniß geben zu sollen. »Ich könnte Ihnen hier unmöglich die nöthige Pflege

–«

»Besorgen Sie nichts,« fiel Ladenburg ihm in die Rede, »es ist bloß eine Anwandlung von Schwäche, die Dame bedarf nur einiger Minuten Ruhe.«

Der alte Philipp schüttelte freilich den Kopf, aber er konnte unter den obwaltenden Umständen die Bitte nicht wohl abschlagen.

Von den beiden Herren begleitet, ging er in das anstoßende Zimmer.

»Hier ist der Ahnensaal,« sagte er, »die Portraits sind von den ersten Malern gemalt, die gothischen Möbel sind echt, sie stammen aus einem alten Kloster, welches zur Zeit des ersten Napoleon aufgehoben und verkauft wurde.«

»Hm, die Portraits mögen für die Familie einen hohen Werth haben,« erwiderte der Maler, »einen besonderen Kunstwerth kann man ihnen nicht zuerkennen.«

»Mit welchem Rechte fällen Sie dieses Urtheil?« fragte der Diener, den jungen Mann erstaunt anschauend. Hatte doch bisher noch Niemand gewagt, die Wahrheit seiner Behauptungen zu bezweifeln!

»Ich bin selbst Maler.«

»Ja – so!«

»Denken Sie nicht, der Neid rede aus mir, ich schätze jedes Gemälde nach seinem wahren Werthe, aber ich kann nicht schön nennen, was nicht wirklich schön ist.«

»Dabei kommen die Familienportraits stets am schlechtesten weg,« sagte Ladenburg, »sie haben für den fremden Beschauer eben nichts Fesselndes.«

»Daran mag's liegen,« erwiderte Philipp. »Hier ist der Waffensaal, ich werde Ihnen hier einige historische Stücke zeigen.«

Er wandte sich um und blickte seine Gäste triumphirend an; der Eindruck, den diese reiche Sammlung der verschiedensten Waffen und Rüstungen auf sie machte, spiegelte sich wieder in ihren halb staunenden und halb bewundernden Mienen.

Da saßen geharnischte Reiter auf geharnischten Pferden in vollem Waffenschmuck, da hingen in geschmackvoller Gruppierung Helme, Schwerter, Schilde, Streitäxte, Morgensterne, Standarten, Armbrüste, Donnerbüchsen Dolche und andere Waffen neben vollständigen Rüstungen ringsum an den Wänden, während auf langen Tischen kleinere Gegenstände lagen.

Den Haupteffect aber bildete eine aus Lanzen, Fahnen und Hellebarden gebildete und mit den verschiedenartigsten Waffen reich behangene Pyramide in der Mitte des Saales.

»Ich weiß nicht,« ob die Herren sich für Waffen interessiren,« nahm Philipp wieder das Wort, nachdem seine Begleiter sich von ihrem ersten Staunen erholt hatten, »aber Vieles in dieser Sammlung dürfte doch Interesse für Sie haben. Hier liegt zum Beispiel ein eiserner Handschuh Götz von Berlichingen's, dort hängt ein Schwert Gustav Adolphs von Schweden; hier ist der Helm Tilly's, des aus dem dreißigjährigen Kriege berühmten Feldherrn. Die Rüstung die dort hängt, hat der Herzog Karl von Burgund getragen, hier liegt der Griff eines Schwerter, welches Kaiser Barbarossa in Italien geschwungen hat. Dann sehen Sie hier den Dolch des Kaisers Julius Cäsar und ein Schwert des deutschen Kaisers Heinrich der Finkler.«

»Wenn diese Waffen echt sind, dann steckt ein enormes Capital in dieser Sammlung,« sagte Ladenburg.

»Echt?« erwiderte der Diener entrüstet. »Ich könnte Ihnen fast zu jeder Waffe ein Document zeigen, aber dazu

ist die Zeit zu kurz. Sehen Sie dort die mit Gift getränkten Pfeile der Indianer! Und was meinen Sie, meine Herren, was dieß wäre?«

»Ein kostbarer Siegelring,« sagte, der Maler. »Ja wohl ein Siegelring und zugleich eine furchtbare Waffe! Sehen Sie die feinen Spitzen auf dem inneren Rande des Ringes? Seien Sie Gottes willen vorsichtig! An den Spitzen könnte noch immer etwas von dem furchtbaren Gifte kleben. Der Ring stammt aus Venedig. Wenn der Besitzer desselben einen guten Freund aus der Welt schaffen wollte, ohne Aufsehen zu erregen so schenkte er ihm den Ring. Schob der also Beschenkte den Ring an den Finger, so ritzten die Spitzen kaum merkbar die Haut und in der nächsten Stunde war der gute Freund im Jenseits.«

»Da konnte man mit vollem Recht sagen: *Timeo Danaos et dona ferentes!*« versetzte der Maler.

»Das verstehe ich nicht,« erwiderte Philipp kopfschüttelnd. »Um Alles genau zu besehen, müßten Sie nicht Tage, sondern Wochen hier zubringen, gehen wir also weiter Hier sind die Prunkgemächer.«

»Und die Gemäldegalerie?« fragte der Maler.

»Wenn wir diese Zimmer durchschritten haben, kommen wir hinein. Jedes dieser Gemächer zeigt in seiner Ausstattung einen besonderen Styl, oder wenn Sie wollen, Zeitalter, Gothik, Renaissance in ihren verschiedenen Abstufungen, Uebergangszeit und Roccoco. Sie werden in keinem Zimmer etwas finden, was nicht zum Ganzen paßt.«

Die beiden Fremden schritten voll Bewunderung durch die prachtvollen Zimmer, deren jedes ihnen eine neue Ueberraschung bot. Es waren in der That fürstliche Gemächer, und der Maler äußerte wiederholt, daß er einen solchen Reichthum in vielen königlichen Schlössern nicht gefunden habe.

Es war zu viel, um Alles mit Muße zu beschauen, die Pracht, namentlich in den Renaissance-Zimmern, blendete das Auge. Ueberdies eilte der Maler zur Gemäldegalerie und Ladenburg schien mehr an die Unpäßlichkeit seiner Gattin, denn an etwas Anderes zu denken.

Endlich öffnete Philipp mit den Worten: »Hier ist die berühmte Gemäldesammlung« eine Thüre, und voll gespannter Erwartung trat der Maler in den bereits halbdunkeln Raum.

»Da Sie selbst Maler sind, so brauche ich Ihnen nicht die Meister zu nennen, deren Pinsel diese Werke geschaffen haben,« wandte der Diener sich zu ihm; »ich bemerke Ihnen nur, daß Sie hier aus der Blüthezeit aller berühmten Schulen Gemälde finden.«

Der junge Mann hörte nicht auf diese Worte, er durchwanderte die Säle und blieb hie und da mit einem Ausruf des Entzückens vor einem Bilde stehen

»Sie sind in der That ein feiner Kenner,« sagte der alte Philipp zu dem Maler tretend, der vor einem kleinen, unscheinbaren Bilde stand, »dieses Bildchen, welches von den wenigsten Fremden beachtet wird, ist eine Perle der Galerie.«

»Das will ich meinen,« nickte der junge Mann. »Wie schade, daß Ihre Frau Gemahlin nicht mit uns genießen kann!« fügte er, sich zu Ladenburg wendend, hinzu.

»Wir haben nun wohl Alles gesehen?« fragte dieser.

Ein geheimnißvolles Lächeln umspielte die Lippen des Dieners.

»Nicht doch,« erwiderte er. »Das Beste ist noch zurück.«

Er zog den schweren Vorhang einer Portièrè auseinander und ließ die beiden Herren in ein kleines Cabinet eintreten, in welchem nur drei Gemälde hingen.

»Das sind die Perlen, die ich suche!« rief der Maler, den leuchtenden Blick voll Verwunderung, auf die Gemälde heftend, »Michel Angelo, Murillo und Rubens!«

»Getroffen!« sagte Philipp. »Glauben Sie wohl, daß diese drei Bilder ebensoviel, wenn nicht noch mehr gekostet haben, als die ganze übrige Kunstsammlung?«

»Wer den Werth solcher Gemälde kennt, wird das nicht bezweifeln,« erwiderte Ladenburg. »Dennoch möchte man fast bedauern, daß sie im Besitz eines Privatmannes sind. Hingen sie in einem öffentlichen Museum, so würden Tausende sich an dem Anblick dieser Meisterwerke erfreuen –«

»Und Tausende gleichgiltig vorbeigehen,« sagte der Maler, »nicht Jeder ist für das wahrhaft Schöne und Erhabene empfänglich. Wenn ich die Mittel dazu besäße, so würde ich kein Bedenken tragen, solche Schätze für mich allein zu erwerben Glauben Sie, daß der Herr Graf mir erlauben wird, diese Gemälde zu copiren?«

Der Diener blickte den Fragenden erstaunt an.

»Zu copiren?« wiederholte er kopfschüttelnd. »Ich verstehe das nicht. Wollen Sie nur eine Zeichnung oder eine Photographie –«

»Nein, mein Freund, ich würde die Copien in Oel malen.«

»Dann müßten Sie sich ja hier vor die Bilder setzen.«

»Freilich.«

»Und wie lange würde das dauern?«

»Mindestens einige Monate.«

»Einige Monate, in denen Sie Tag für Tag hier sitzen würden?«

»Ja!«

Wieder schüttelte Philipp den Kopf.

»Das wird der Graf nicht erlauben,« sagte er.

»Aber ihm bringt es doch keinen Schaden.«

»Hm, wer kann das wissen!«

»Seien Sie vernünftig,« entgegnete der Maler in heiterem Tone, »Copien bleiben stets Copien; sie können nur dazu dienen, das Original berühmt zu machen. Wenn diese Copien in einer Gemäldeausstellung hängen, und unter ihnen zu lesen ist, daß die Originale sich im Besitze des Grafen Leonard von Friedberg befinden, so kann das doch nur schmeichelhaft sein für die berühmte Sammlung auf Haus Friedberg.«

»Ja, das freilich,« sagte Philipp zögernd, »aber die Umstände –«

»Sie werden entschuldigen, wenn ich mich entferne, um zu meiner Gattin zurückzukehren,« fiel Ladenburg

ihm in die Rede. »Herr Hasting, ich sage Ihnen Lebewohl, es bleibt also bei der Absprache.«

»Ich werde mein Versprechen erfüllen,« antwortete der junge Mann, sich verneigend.

Rasch schritt Ladenburg von dannen, der Diener blickte mit ernster Besorgniß ihm nach.

»Kennen Sie den Herrn?« fragte er.

»Nein, ich traf unterwegs mit ihm zusammen. Wie er sagt, kommt er aus Südamerika, und ich glaube, daß er ein reicher Mann ist.«

»Hm, Sie glauben es – der Schein trügt oft! Es hat schon Mancher hier versucht, etwas, was ihm besonders gefiel, mitzunehmen, aber bisher ist es noch Keinem gelungen.«

»Haben Sie, wirklich Verdacht?« fragte der Maler betroffen.

»Ich weiß nicht – die Dame läßt sich nicht in's Gesicht sehen, und dieses plötzliche Unwohlsein muß mich auch befremden Was halten Sie davon?«

»Ich glaube, Ihre Besorgnisse sind unbegründet.«

»Na, die Ausgänge sind verschlossen, die Fremden können nur in meinem Beisein das Schloß verlassen und für den möglichen Fall eines gewaltsamen Angriffes habe ich mich auch vorgesehen.«

»Somit dürfen Sie ruhig sein,« sagte der Maler gelassen. »Ich komme wieder auf meine Bitte zurück. Es liegt mir wirklich viel daran, die gewünschte Erlaubniß zu erhalten, ich würde mich erkenntlich zeigen, wenn Sie die Güte haben wollten, mir dieselbe zu verschaffen.«

»Ja, ja, – ich begreife das sehr wohl, aber der Herr Graf wird es nicht zugeben –«

»Es kommt am Ende nur darauf an, in welcher Weise Sie ihm meine Bitte vortragen. Sie vermögen ja so viel bei ihm. Ich gebe Ihnen das Versprechen, daß ich in keiner Weise stören will; die Zeit meines Kommens und Gehens mögen Sie bestimmen, und so lange ich in dem Cabinet arbeite, störe ich ja auch nicht. Sagen Sie dem Herrn Grafen, der Maler Berthold Hasting bitte um diese Erlaubniß; vielleicht ist ihm der Name nicht ganz unbekannt, dann bietet ihm derselbe gewissermaßen eine Bürgschaft dafür, daß die Copien nicht die Werke eines Stümpers sein werden.«

Die Beiden waren während dieser Unterredung im Treppenhaus angekommen der junge Mann griff in die Tasche und drückte dem Diener ein Geldstück in die Hand.

»Ich habe mich unten in der Lindenschenke eingemietet,« nahm er noch einmal das Wort, »auch schon Auftrag gegeben, mein Gepäck aus der Stadt abholen zu lassen, so sicher erwarte ich die Genehmigung meiner Bitte. Wollen Sie ein gutes Wort für mich einlegen?«

»Ich will es, aber ob es nützen wird –«

»Das bezweifle ich durchaus nicht. Wann darf ich die Antwort holen?«

»Ich bringe sie Ihnen.«

»Also auf Wiedersehen!« sagte der junge Mann und Philipp schloß hinter ihm die Thür mit ängstlicher Sorgfalt zu.

II.

Als der alte Mann in den Speisesaal zurückkehrte, blieb er auf der Schwelle desselben bestürzt stehen, den Blick so starr auf die schwarzgekleidete Dame geheftet, als ob ein Gespenst vor ihm aus dem Boden gestiegen sei.

Die Dame hatte den Schleier zurückgeschlagen, Philipp blickte in ein schönes, aber todtbleiches Antlitz.

»Comtesse Meta!« sagte er.

»Ich wußte, daß Sie mich wiedererkennen würden,« flüsterte die Dame mit zitternder Stimme. »Dieser Herr ist mein Gatte.«

»Herr Ladenburg?«

»Ja. Haben Sie meine Briefe nicht erhalten?«

»Gewiß, gnädige Frau,« erwiderte der alte Mann mit einem scheuen Blick auf die Thür, »ich habe sie auch beantwortet.«

»Ich fand keinen Trost in Ihren Antworten,« sagte Frau Ladenburg, mit schmerzlicher Wehmuth zu dem Diener aufschauend.

»Ich weiß das. Wie gerne hätte ich Ihnen den Trost gegeben, den Sie wünschten! Ich konnte es nicht. Ich habe vor dem gnädigen Herrn auf den Knien gelegen und ihn gebeten, sein Haus seinen Kindern wieder zu öffnen, er wollte es nicht.«

»Führen Sie mich zu ihm.«

»Wenn ich es thun wollte, was würden wir erreichen? Sie haben keine Ahnung davon, wie feindlich er gegen die Menschheit gesinnt ist! Wenn er wüßte, daß ich

Sie eingelassen, Ihnen erlaubt habe, die Schwelle dieses Schlosses zu überschreiten, so würde er augenblicklich mich entlassen, und wenn er das thäte, dann – nein, gnädige Frau, auf diesem Wege geht es erst recht nicht.«

»Und das Alles nur deshalb, weil ich mir mein Glück nicht rauben lassen wollte!« sagte die junge Frau, tief aufseufzend.

»Ich sagte es Dir voraus, Meta,« erwiderte Ladenburg in ernstem, fast vorwurfsvollem Tone, »Du hättest diese Aufregung Dir ersparen können.«

»Meiner Sehnsucht nach der Heimat hättest Du nimmer gebieten können, Werner!«

»Das zu thun, lag wirklich nicht in meiner Absicht, aber der Besuch dieses Schlosses –«

»Auch ihn konntest Du mir nicht verbieten, an ihn klammerte sich meine letzte Hoffnung, ich halte noch immer fest an ihr, ich kann nicht glauben, daß die innere Stimme mich betrogen haben soll.«

Voll herzlicher Theilnahme ruhte der treuherzige Blick des alten Mannes auf der schönen Frau.

»Ich darf den Wunsch nicht erfüllen, den Sie soeben ausgesprochen haben,« sagte er, »so gerne ich es auch wollte. Alles würde dadurch verdorben. Die Verhältnisse hier sind seit Ihrer Abreise so traurig geworden –«

»Mein Bruder hat sich ja auch mit meinem Vater entzweit!« fiel Frau Ladenburg ihm in die Rede.

»Graf Willibald hat bald nach Ihnen das Schloß verlassen, um nie zurückzukehren.«

»Aus welchem Grunde?«

»Ich will Ihnen das berichten, gnädige Frau,« erwiderte Philipp mit einem abermaligen Blick auf die Thüre. »Graf Willibald war, wie Sie sich erinnern, nie so stolz auf seine Ahnen und seinen Adel, wie Ihr Herr Vater. Er war ein Lebemann, er genoß den Augenblick, wie er sich ihm bot, und er würde ohne Bedenken eine Dame aus bürgerlichem Stande geheiratet haben, wenn er dadurch sein Glück begründet hätte. Er hat Sie stets in Schutz genommen, wenn der gnädige Herr sein Mißfallen über Ihre Wahl äußerte – verzeihen Sie mir –«

»Sprechen Sie nur gerade heraus,« sagte Ladenburg, dessen Lippen ein sarkastisches Lächeln umspielte, »ich werde Ihnen nichts übelnehmen.«

»Es ist ja auch besser so,« erwiderte seine Gattin, »wir wissen ja Alle, wie damals die Dinge lagen. Also fahren Sie fort, Philipp, es ist nicht nöthig, daß Sie die Worte auf die Goldwage legen.«

»Schon damals, als Sie noch hier waren, gnädige Frau, hatte Graf Willibald Ihretwegen manchen harten Strauß mit seinem Vater. Er verlangte Anerkennung Ihrer Wahl, er sagte ihm, der Herr Rittmeister Ladenburg bedürfe nur der Protection, um binnen kurzer Zeit in den Adelstand erhoben zu werden, und dem Hause Friedberg könne es nur zur Ehre gereichen, wenn in seinem Ahnensaale später das Bild eines berühmten Generals hänge. Aber der gnädige Herr wollte von alledem nichts wissen, er stützte sich auf den alten Adel Derer von Friedberg und beharrte um so eigensinniger bei seinen Vorurtheilen, weil er eine andere Wahl für Sie getroffen hatte.«

»Eine Wahl, der ich niemals meine Zustimmung gegeben haben würde,« sagte die junge Frau, in deren Augen der Zorn aufblitzte »Eine glänzende Partie war es freilich, aber ich verachtete den Mann, dem ich meine Hand für Zeit und Ewigkeit reichen sollte.«

»Auch das hat Willibald ihrem Herrn Vater gesagt, ohne daß es einen Eindruck auf den alten Herrn gemacht hätte. Dann kam Ihre plötzliche Abreise, die den gnädigen Herrn in die furchtbarste Aufregung versetzte. Ich brachte ihm den Brief, den Sie zurückgelassen hatten; er las ihn nur flüchtig, dann zerriß er ihn. Nie, weder vorher, noch nachher habe ich den gnädigen Herrn in solcher Wuth gesehen; er rief das ganze Dienstpersonal zusammen und erklärte, Comtesse Meta habe eine Reise zu ihren Verwandten angetreten; wer es wage, die Wahrheit dieser Erklärung zu bezweifeln, der werde sofort entlassen.«

»Und doch mußten alle Diener die Wahrheit wissen,« warf Ladenburg ein. »Ich hielt ja mit dem Wagen hinter dem Parl; und einige Diener brachten Dein Gepäck, Meta.«

»Dennoch wagte Niemand, die neugierigen Fragen der Bauern und der benachbarten Edelleute der Wahrheit gemäß zu beantworten,« fuhr Philipp fort. »Nur Graf Willibald trat seinem Vater mit kecker Stirn entgegen, er verteidigte seine Schwester und es kam in Folge dessen zu heftigen Scenen. Aber das war es nicht allein. Der gnädige Herr hatte jetzt nur noch Sinn und Interesse für seine Kunstsammlung. Er kaufte Alles auf und gab enorme

Summen für sein Steckenpferd aus. Graf Willibald äußerte seine Mißbilligung darüber, und im Grunde genommen hatte er recht, denn der gnädige Herr wirthschaftete mit seinem Vermögen etwas sehr leichtfertig. Die schönen Wälder wurden zuerst verpachtet, dann verkauft; ein Pachtgut nach dem anderen ging in andere Hände über, der Graf mußte Geld haben, um die hohen Summen zahlen zu können, und was man unter solchen Verhältnissen verkauft, wird in der Regel verschleudert.«

»Habe ich das Alles Dir nicht mit denselben Worten gesagt?« fragte Ladenburg sich zu seiner Gattin wendend, die, in Nachdenken versunken, starr vor sich hinblickte.

»Und in Folge dessen kam es zum Bruch zwischen Willibald und meinem Vater?« fragte die junge Frau.

»Der Bruch konnte nicht ausbleiben,« antwortete der Diener achselzuckend. »Graf Willibald erhielt von seinem Vater kein Geld mehr, seinen Vorstellungen wurde kein Gehör gegeben. So mußte es zum Bruch kommen. Es mögen nun sechs oder sieben Jahre her sein, als Graf Willibald mir eines Tages, spät am Abend, befahl, sein Pferd satteln zu lassen. Er war erregt, ich sah, daß er am ganzen Leibe zitterte, aber ich mochte nicht fragen, ich ahnte schon, was vorgefallen war. Ohne seinem Vater Lebewohl zu sagen, schwang er sich in den Sattel, das Roß sprengte mit ihm von dannen.«

»Und mein Vater?« fragte die junge Frau.

»Er war ruhiger, als ich es erwartet hatte. ›Willibald hat mich auch verlassen,‹ sagte er, ›es mußte so kommen, unsere Ansichten gingen zu weit auseinander. Er kennt

nichts von der Kunst, er hat mir sogar gedroht, beim Gericht meine Interdiction beantragen zu wollen; unter solchen Umständen konnten wir nicht mehr zusammen leben.« Und in der That kam eines Tages ein Advocat, um eine gütliche Ausgleichung zu versuchen, er forderte nichts weiter, als den öffentlichen Verkauf der ganzen Kunstsammlung und Theilung des Vermögens unter die beiden Kinder, dafür sollten die Letzteren sich verpflichten,« dem gnädigen Herrn einen Jahresgehalt zu zahlen.«

»Natürlich ging der Herr Graf aus diesen Vergleich nicht ein,« sagte Ladenburg.

»Er hörte den Advocaten ruhig an, dann befahl er mir, den Herrn hinunter zu führen, eine weitere Antwort gab er ihm persönlich nicht. Der Advocat wollte Einwendungen dagegen erheben, aber der gnädige Herr wartete nicht einmal, bis er den Satz beendete. Wenn der Herr sich nicht sofort hinauscheert, so sollen meine Diener ihm zeigen, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat! rief er, und der Advocat hielt es nun doch für gerathen, sich zu entfernen.«

»Und was geschah darauf?« fragte die junge Frau.

»Gar nichts.«

»Willibald hat sich nicht entschuldigt?«

»Er hat allerdings geschrieben, aber seine Briefe sind unerbrochen in's Feuer geworfen worden.«

»Er ist nicht selbst gekommen?«

»Nein, er wußte ja, daß er nicht vorgelassen würde.«

»Und seitdem haben Vater und Sohn sich nicht wieder-gesehen?«

Der alte Philipp schüttelte das Haupt.

»Ich darf seinen Namen nicht nennen,« antwortete er, »der Bruch ist unheilbar geworden durch die Frechheit des Advocaten. Ich will zugeben, daß seine Forderung in gewisser Beziehung berechtigt war, aber er ging zu weit, er konnte und durfte nicht verlangen, daß der gnädige Herr sich von den Schätzen trennen sollte, die er so mühsam gesammelt hatte und die allein noch seinem Leben Werth verliehen. Und dann hatte Graf Willibald, streng genommen, auch kein Recht, sein Erbe zu verlangen und den Vater von seiner Gnade abhängig zu machen, es war eben zu viel gefordert.«

»Und Sie glauben, dieß Alles habe den Vaters mit der Menschheit verfeindet?« fragte Frau Ladenburg.

»Ganz gewiß. Seit dem Tage, an dem Graf Willibald ihn verließ, hat er keinen Besuch mehr empfangen, auch das Schloß nicht mehr verlassen, einsam und allein sitzt er in seiner Bibliothek und beschäftigt sich damit, alte Documente zu übersetzen. Nur in den Stunden, wo keine Fremden im Schlosse sind, wandert er durch diese Räume, und beim Anblick seiner Kunstschatze erheitert wohl dann und wann einmal ein Lächeln sein finsternes Gesicht.«

»Und wer besorgt die Verwaltung der Pachtgüter?« fragte Ladenburg.«

»Die Güter sind längst verkauft.«

»Alle?«

»Der gnädige Herr besitzt nur noch dieses Schloß und das kleine Stückchen Wald, das dahinter liegt. Ja, damals, als Comtesse Meta noch hier weilte, waren schönere Zeiten,« fuhr der alte Mann lebhafter fort, »damals hatten wir große glänzende Jagden und in jeder Woche heitere Gesellschaften. Jetzt ist es schon seit Jahren so still hier wie auf einem Friedhofe.«

»Aber wenn die Forste und Güter verkauft sind, welche Einkünfte hat dann mein Vater noch?« fragte die junge Frau, den Diener erwartungsvoll anschauend. »Sie sagten ja, er habe das Geld zum Ankaufe seiner Kunstschatze benutzt –«

»Oh, der gnädige Herr hat noch immer Hilfsquellen,« erwiderte Philipp, rasch ihr in's Wort fallend, »machen Sie deshalb sich keine Sorgen!«

»Er hat ja das ganze Dienstpersonal entlassen!«

»War das nicht vernünftig?« Er bedarf nur eines Dieners, es wäre thöricht gewesen, hätte er die Müssiggänger noch länger ernähren wollen.«

»Sehnt er sich niemals zurück nach dem Frieden und dem Glück früherer Jahre?«

»Wie er darüber denkt, weiß ich nicht, er spricht niemals darüber, man darf ihn auch an die frühere Zeit nicht erinnern.«

»Dennoch muß es geschehen,« sagte die junge Frau entschlossen. »Der Versuch der Aussöhnung muß gemacht werden und Sie müssen mich dabei unterstützen, Philipp. Ich meine noch immer, ein plötzliches, ganz unvorbereitetes Zusammentreffen mit ihm müsse zum Ziele

führen, denn wie sehr mir auch mein Vater zürnen mag, in seinem Herzen spricht gewiß noch eine Stimme für mich.«

»Glauben Sie das nicht,« erwiderte der alte Mann kopfschüttelnd, »sein ganzes Sein und Denken gilt nur noch seinen Kunstschatzen; es thut mir weh, daß ich Ihnen das sagen muß, gnädige Frau, aber was nützt es, wenn ich Ihnen die Wahrheit verschweigen und Hoffnungen machen wollte, die keine Aussicht auf Erfüllung haben. Ihre ersten Briefe habe ich dem gnädigen Herrn gegeben, er hat sie kaum angesehen, später befahl er mir, ihn damit zu verschonen, und als ich es nach einiger Zeit dennoch wagte, für Sie zu bitten, drohte er mit sofortiger Entlassung. Ich habe Ihnen das Alles geschrieben, aus meinen Briefen mußten Sie entnehmen, daß die Kluft nicht mehr zu überbrücken war.«

Die zarten Hände vor das bleiche Antlitz gepreßt, saß die junge Frau lange in Schweigen versunken, und als sie endlich wieder den Blick zu dem treuen Diener erhob, blitzten Thränen in ihren Augen. Trotz alledem gebe ich die Hoffnung nicht auf,« sagte sie. »Für das, was Sie gethan haben, Philipp, danke ich Ihnen von ganzem Herzen, ich hoffe, daß die Zeit kommen wird, in der ich meinen Dank durch Thaten beweisen kann. Sie müssen mir nun auch ferner beistehen, Sie müssen ihm sagen, ich sei mit meinem Gatten aus Amerika zurückgekommen, um dem Vater die Hand zur Versöhnung zu bieten. Sagen Sie ihm, ich sei reich und glücklich, und nur der Segen des Vaters fehle noch, um mein Glück vollkommen

zu machen. Wann und in welcher Weise Sie es ihm sagen wollen, das überlasse ich Ihnen, ich hoffe, Sie werden schon bald eine günstige Gelegenheit dazu finden.«

»Vielleicht auch kann der Maler, der uns vorhin begleitete, Ihre Bemühungen in irgend einer Weise unterstützen,« sagte Ladenburg. »Ich habe mich mit dem Herrn bekannt gemacht und glaube, daß er ein Mann von Ehre ist; prüfen Sie ihn, und wenn Sie glauben, ihn in unsere Familienangelegenheiten einweihen zu dürfen, dann thun Sie es, sein Rath kann uns von großem Werth sein. Sorgen Sie dafür, daß er die Erlaubniß erhält, die Bilder copiren zu dürfen, dann haben Sie Gelegenheit, ihn kennen zu lernen und zu prüfen.«

»Und sobald Sie etwas mitzutheilen haben, berichten Sie es uns sofort,« bat Frau Ladenburg, »ich hoffe bald wieder in diesen Räumen zu sein.«

Der alte Mann nickte gedankenvoll, ein trüber Schatten umwölkte sein treuherziges Gesicht.

Wie gerne hätte er Trost, Muth und Hoffnung gespendet! Er konnte es nicht, er hatte ja selbst keine Hoffnung, wenn er auch den ernstesten, redlichen Willen besaß, die Lösung der schweren Aufgabe zu versuchen.

»Um eine bittere Enttäuschung reicher, verlasse ich das väterliche Haus, in dem ich eine Fremde geworden bin,« sagte die junge Frau, während sie an der Hausthür dem Diener die Hand bot, »aber ich nehme die Hoffnung mit mir, daß ich binnen Kurzem zurückkehren werde. In dem Herzen meines Vaters muß ja noch eine Stimme für mich sprechen, es kann nicht anders sein.«

Ladenburg gab dem alten Mann seine Adresse und folgte seiner Frau; Philipp schaute ihnen nach, bis sie im Walde seinem Blick entschwunden waren, dann trat er in's Haus zurück.

Und als er jetzt den Zettel entfaltete, der die Adresse enthielt, fiel eine Banknote heraus, die er lange mit starrem Blick betrachtete.

»Almosen von seinem Kinde!« sagte er tief aufseufzend. »Es ist nun weit genug gekommen, tiefer kann er nicht mehr sinken!«

Er schloß alle Thüren zu und stieg langsam die Treppe mit dem historischen Geländer hinauf, und von Zeit zu Zeit blieb er stehen, um eine Weile starr vor sich hinzublicken und dann mit dem Kopf zu schütteln, wie Einer, der vergeblich ein schweres Problem zu lösen sucht.

Im ersten Stockwerk des Schlosses lagen die Prunkgemächer und die Gemäldegalerie, im zweiten die Zimmer, die der Graf bewohnte, und unter diesen die Bibliothek.

Es war ein langes, schmales Zimmer, mit einem einzigen hohen, mit dunklen Gardinen behangenen Fenster, in dessen Nähe ein mit Büchern und Papieren bedeckter Schreibtisch stand.

Ringsum an den Wänden standen und lagen Bücher auf hohen, bis an die Decke des Zimmers reichenden Gestellen, und selbst der getäfelte Fußboden war mit Büchern und Papieren stellenweise bedeckt.

Der Graf Leonard von Friedberg saß in seinem Sessel vor dem Schreibtisch, eine große hagere Gestalt mit silberweißem Haar, hoher Stirn und scharf markirten Zügen, eine Gestalt, markig und kräftig, wie die des Dieners, nur stolzer und aristokratischer in ihrer äußeren Erscheinung.

»Der Besuch ist dießmal lange geblieben,« sagte der Graf mit einem forschenden Blick auf den eintretenden Diener, »waren ihrer so viele?«

»Nur drei Personen,« erwiderte Philipp, »ein junges Ehepaar aus Südamerika und ein Maler.«

»Ein Maler? Pah, heutzutage nennt jeder Tüncher sich Maler.«

»Dießmal war's ein berühmter Mann.«

»Sein Name?«

»Berthold Hasting.«

Der Graf nahm ein Buch, welches vor ihm auf dem Tische lag, und blätterte eine Weile darin, dann nickte er befriedigt.

»Er soll einige leidliche Bilder gemalt haben,« sagte er; aber trotz dieser Anerkennung lag noch immer etwas Wegwerfendes in dem Klange seiner Stimme. »Auf das Urtheil der Kritik kann man freilich auch nicht immer bauen, die Kritik ist eine feile Dirne, die ihre Gunst dem Meistbietenden verkauft.«

»Ich glaube, diesen Maler in Schutz nehmen zu dürfen, gnädiger Herr: in der Galerie bewunderte er lange

das kleine Bildchen von Teniers, an dem die meisten Besucher achtlos vorbeigehen. Ueberhaupt blieb er nur vor den bedeutendsten Meisterwerken stehen –«

»Als ob nicht jedes Gemälde in meiner Galerie ein Meisterwerk wäre!«

»Ich bitte um Verzeihung, gnädiger Herr, das wollte ich nicht bestreiten, aber es hängt da so manches unscheinbare und dennoch bedeutende Bild zwischen blendenden Gemälden, daß nur der Kenner es herausfindet und seinen Werth erkennt. Vorzüglich aber waren es die drei Gemälde im Cabinet, die den Maler so sehr entzückten, daß er sich von ihnen nicht trennen konnte.«

Ein Lächeln des Glückes glitt über das Gesicht des Grafen.

»Und wenn man mir alle Schätze der Erde böte für diese Bilder, ich würde sie nicht verkaufen,« sagte er. »Du hast einmal geäußert, ich habe mein ganzes Vermögen für diese Kunstschatze hingegeben, und nun sei ich mit meinem todten Capital ein armer Mann; aber wenn ich noch einmal über dasselbe Vermögen zu verfügen hätte, ich würde es nicht anders verwenden.«

Der alte Diener schwieg, er ordnete die Bücher auf den Gestellen und schien ihnen allein seine ganze Aufmerksamkeit zu widmen.

»Und wenn Du mir morgen sagtest, ich müsse dieses oder jenes Stück meiner Sammlung verkaufen, oder mich mit trockenem Brot begnügen, so würde ich ohne Bedenken das Letztere wählen.«

»Gnädiger Herr –«

»Sei still, ich weiß, was du sagen willst! Ich werde nie die Stunde vergessen, in der ich Dein treues Herz kennen lernte. Du warst der Einzige, dem ich sagte, daß ich mein Dienstpersonal nur deshalb entlasse, weil ich es nicht mehr besolden und ernähren könne, und als ich Dir es gesagt hatte, batest Du mich, dann möge ich Dir erlauben, mit mir zu hungern.«

»Was war dabei Großes und Bewundernswerthes, gnädiger Herr?« erwiderte Philipp, dem Blick des Grafen ausweichend. »Ich hatte länger denn vierzig Jahre gute Tage bei Ihnen gehabt, war es da nicht meine Pflicht, auch die bösen mit Ihnen zu theilen?«

»So denkt unter allen Menschen nur Einer, und dieser Eine bist Du.«

»Nein gnädiger Herr, so hart urtheile ich über die Menschheit nicht; bei aller Verderbtheit gibt es doch auch noch gute und edle Menschen man darf nicht das Kind mit dem Bade ausschütten.«

Der Graf schüttelte den Kopf und blätterte nachdenklich in den vor ihm liegenden Papieren. »Ich sah derzeit recht trübe in die Zukunft,« sagte er, »aber dank Deiner Treue hat es mir an nichts gefehlt. Woher Du das Geld nimmst, um unsere Bedürfnisse zu bestreiten, ist mir ein Räthsel. Die Güter und Forste sind verkauft, ich habe keine Einkünfte mehr –«

»Grübeln Sie nicht darüber nach,« bat der Diener, »was liegt daran, wenn es Ihnen auch ein Räthsel bleibt!«

»Ich habe schon gedacht, ob Du die Trinkgelder der Fremden dazu benützezt –«

»Gnädiger Herr, ich bitte nochmals, sprechen Sie nicht mehr davon.«

»Du weichst meinem Blick aus, Philipp!« sagte der Graf in strengem Tone.

»Weil man mich beauftragt hat, eine Bitte an Sie zu richten,« erwiderte Philipp, offenbar in der Absicht, das Gespräch auf ein anderes Thema zu lenken.

»Wer gab Dir den Auftrag?«

»Der Maler Herr Hasting.«

»Was wünscht er?«

»Nur die Erlaubniß, die Gemälde im Cabinet copiren zu dürfen.«

Der Graf sprang von seinem Sessel empor, ein zornflammender Blick traf den Diener, der ein so leidenschaftliches Aufwallen nicht erwartet hatte.

»Bestehlen will er mich!« rief er. »Ich fürchte, er hat mich schon bestohlen.«

»Gnädiger Herr, das letztere ist ganz unmöglich, denn ich bin nicht von seiner Seite gewichen.«

»Du hast auch die Augen nicht überall, kein Fremder soll mehr eingelassen werden, es reisen jetzt so viele Vagabunden unter fremden Namen in der Welt herum, die überall die Gelegenheit wahrnehmen, sich auf Kosten Anderer zu bereichern. Ich gebe diese Erlaubniß nicht, ich will nicht Gefahr laufen, eines Tages die kostbaren Bilder zu vermissen.«

»Was diese Befürchtung betrifft, so bürgere ich dafür, daß sie nicht eintreffen wird,« sagte Philipp ernst und

gemessen. »Wenn der Maler die erbetene Erlaubniß erhält, so verpflichte ich mich, bei der Arbeit zugegen zu sein, und der gnädige Herr mag die Stunden bestimmen, die der Künstler benützen darf. Er hat bereits bemerkt, daß er in keiner Weise stören wolle –«

»Und auch selbst nicht gestört sein wolle, wie?«

»Sobald ich etwas bemerke, was nur im Geringsten geeignet ist, Verdacht zu wecken, werde ich den Maler keine Minute mehr im Schlosse dulden.«

»Pah, Dich kann man mit leichter Mühe betrügen –«

»Wenn der gnädige Herr mir kein Vertrauen schenkt –«

»Das sage ich nicht, ich will nur andeuten, daß Du zu gutmüthig bist,« fuhr der Graf in milderem Tone fort. Und wenn der Maler ein Schuft ist, dann betrügt er Dich auch.«

»Ich bürge für ihn.«

»Ei, Du hast ja ein besonderes und sehr auffallendes Interesse daran, dem Manne die Erlaubniß zu verschaffen. Er hat Dir wohl eine bedeutende Gratification versprochen?«

»Nicht doch, gnädiger Herr, aber wenn er mir sie geben will, so werde ich mich nicht bedenken, sie anzunehmen. Indeß davon ganz abgesehen, kann es doch Ihrer Kunstsammlung nur neuen Ruhm einbringen, wenn die Copien dieser herrlichen Gemälde öffentlich ausgestellt werden.«

»Ja, wenn der Maler so ehrlich ist, zu bekennen, daß diese Bilder nur Copien sind!«

»Das müßte man zur Bedingung machen.«

»Außerdem müßte er sich verpflichten, diesem Bekenntniß hinzuzufügen, daß die Originale in meinem Besitze sind.«

»Er wird die Bedingung jedenfalls eingehen.«

»Und sie nachher vergessen.«

Philipp schüttelte den Kopf, dieses Mißtrauen ärgerte ihn, er war wohl auf eine ablehnende Antwort, nicht aber auf diese Einwürfe vorbereitet gewesen.

Der Graf hatte wieder vor seinem Schreibtische Platz genommen; es schmeichelte doch seinem Stolze, daß ein so berühmter Maler diese Gemälde copiren wollte.

»Man könnte es ja versuchen,« sagte er nach einer Weile, »die Erlaubniß bedingungsweise auf Widerruf ertheilen. Malen darf er hier nur in den Vormittagsstunden von acht bis zwölf Uhr, Nachmittags würde seine Anwesenheit mich stören, wenn ich meinen Schätzen mich widmen wollte. Du bist mir verantwortlich für Alles, was er hier thut, Du wirst ihn nicht aus den Augen lassen und ihm das Haus verbieten, sobald Du etwas Verdächtiges bemerkst.«

»Ich werde mich streng nach den Befehlen des gnädigen Herrn richten. Wenn Sie wünschen, daß ich vorher den Maler vorstelle –«

»Nichts da!« fuhr der Graf auf. »Ich will ihn nicht sehen, ihn nicht und keinen Anderen!«

Philipp war noch immer mit dem Ordnen der Bücher beschäftigt, er hatte sich durch jahrelange Uebung auch in diesem Fache die nöthige Kenntniß erworben, und der

Graf ließ ihn ungestört schalten, er wußte, daß er jedes Buch da fand, wo er es suchte.

»Außer dem Maler waren zwei andere Gäste hier,« nahm der Diener nach einer Pause wieder das Wort, während er einen forschenden, verstohlenen Blick auf seinen Herrn warf. »Gäste aus Südamerika.«

»Ist der Ruhm meiner Kunstsammlung auch bis dahin gedrungen?« fragte der Graf anscheinend gleichgiltig.

»Sie kamen wohl weniger, um die Sammlung zu sehen, als –«

Philipp stockte, der starre, strenge Blick des Grafen verwirrte ihn.

»Was wollten sie hier?« fragte Graf Friedberg in rauhem Tone.

»Sie sprachen von Comtesse Meta, gnädiger Herr.«

»Und Du hörtest sie an?«

»Ich mußte wohl,« erwiderte Philipp, »ich konnte ihnen ja das Sprechen nicht verbieten. Und es interessirte mich auch, über das Schicksal unserer gnädigen Comtesse etwas Näheres zu erfahren. Ihr Gatte ist ein sehr reicher Mann geworden, er soll drüben glücklich speculirt haben.«

»Eine Gräfin Friedberg die Frau eines Speculanten, eines Schwindlers!« warf der Graf mit unsäglicher Bitterkeit ein.

»Gnädiger Herr, man hat mir gesagt, Herr Ladenburg sei ein Ehrenmann, der von Allen, die ihn kennen, hoch

geachtet werde. Und Comtesse Meta soll an der Seite dieses Mannes ihr Glück gefunden haben; nur Eins trübt dieses Glück, der Gedanke an –«

»Schweige!« befahl der Graf, die buschigen Brauen finster zusammenziehend.

Der alte Diener schüttelte das Haupt und ein vorwurfsvoller Blick traf aus seinen treuherzigen Augen den leidenschaftlich erregten Mann.

»Wie oft habe ich dieses Wort hören müssen, wenn ich Frieden stiften wollte!« sagte er. »Was hat denn Comtesse Meta verbochen, daß sie so hart gestraft werden soll? Und leiden Sie selbst nicht auch unter dieser Strafe, gnädiger Herr? Sie wollen es nicht zugeben, aber ich weiß, wie sehr der Kummer an Ihrem Herzen nagt, und den Rest meines Lebens wollte ich gerne dafür hingeben, wenn ich Ihnen das verlorene Glück wiedergeben könnte. Es ist meine Sache nicht, zu richten, und ich bin auch nicht berechtigt dazu, aber ich meine, Comtesse Meta habe eine so schwere Schuld nicht auf sich geladen, als sie der Stimme ihres Herzens folgte, die ihr den Weg zeigte, auf dem sie ihr Lebensglück finden konnte.«

Düster blickte der Graf vor sich hin, jeder Zug in seinem Antlitze ließ deutlich erkennen, daß die versöhnenden Worte des treuen Dieners den beabsichtigten Eindruck verfehlt hatten.

Er mochte wohl der Vergangenheit gedenken, jener Zeit, in der seine Kinder mit ihren Spielen und ihrem fröhlichen Geplauder ihn erfreuten; aber die Erinnerung an sie erbitterte ihn nur noch mehr, sie zeigte ihm ja, was

er verloren hatte. Die eigene Schuld nicht anerkennend, jeden Vorwurf, der ihn selbst treffen konnte, zurückweisend, klagte er seine Kinder allein an, ihr Ungehorsam und Eigensinn hätten seinem Leben den Sonnenschein der Liebe geraubt.

Gegenüber dieser Anklage, an der Graf Friedberg mit zäher Hartnäckigkeit festhielt, war jede Vertheidigung machtlos; Philipp hatte das oft erfahren, aber der treue Diener meinte, wie der unausgesetzt niederfallende Tropfen endlich den Stein höhle, so müsse auch sein stetes Zureden diesen ihm unbegreiflichen Eigensinn beugen.

Voll Besorgniß und banger Erwartung ruhte Philipp's Blick auf dem Grafen.

»Du, der alte Diener des Hauses Friedberg, eines Hauses, dessen Stammbaum Jahrhunderte alt ist, müßtest die Frage, was Comtesse Meta verbrochen habe, selbst beantworten können,« sagte der Graf nach einer langen Pause, und seine Stimme klang hart und rauh. »Du müßtest wissen, daß meine Kinder meinen und ihren Namen beschimpft haben, und daß dieser Schandfleck nie wieder getilgt werden kann. Am Ende nähmst Du auch Wilibald in Schutz, wie?«

»Gnädiger Herr?«

»Ja, Du thätest es, es war Dein Liebling, und die Ungezogenheiten eines Lieblings sind ja in der Regel Tugenden. Ha, wenn ich noch der Stunde gedenke, in der er mir vorwarf, ich sei ein Verschwender! Der Stunde, in der er mir drohte, mich unter Vormundschaft stellen zu

lassen, weil ich mein Vermögen vergeude! Beim Himmel, wenn die Gerichtsbeamten gekommen wären, so hätte ich mit der Büchse in der Hand mein Hausrecht gewahrt und Jeden niedergeschossen, der näher gekommen wäre, als ich es erlaubte! Sie wagten es nicht, der schuftige Advocat hatte nicht den Muth, seinen Besuch zu wiederholen.«

»Ich sprach ja nur von Comtesse Meta!« sagte Philipp.

»Hat sie nicht durch ihre heimliche Flucht aus dem väterlichen Schlosse meinen Namen entehrt?« fuhr der Graf auf. »Hat sie nicht gegen meinen ausdrücklich ausgesprochenen Willen einen Mann von niederer Herkunft geheiratet? Hat sie nicht selbst das Band zerrissen, welches uns an einander kettete? Und wenn sie auf ihren Knien um Verzeihung bettelte, diese Schmach kann ich nicht vergessen und vergeben.«

Der Graf hatte den Arm erhoben, als ob er seine Worte mit einem Schwur bekräftigen wolle, und die zornflamenden Augen blickten dabei fest den alten Mann an, dessen Lippen sich ein schmerzlicher Seufzer entrang.

»Ich will nichts weiter davon hören,« fuhr er fort, »man soll die Namen der Beiden in meinem Beisein nicht mehr nennen, sie wecken Erinnerungen in mir, die mir meine Ruhe rauben.«

»Gnädiger Herr, Sie würden Ihre Ruhe wiederfinden, wenn –«

»Still! Ich weiß, daß Du eine treue Seele bist und es ehrlich mit mir meinst, aber in diesem Punkte gebe ich nicht nach; ich habe das Urtheil gesprochen, Niemand

wird mich überzeugen können, daß es kein gerechtes Urtheil sei. Laß mich allein, Philipp, ich will noch ein Stündchen arbeiten, vielleicht finde ich in der Arbeit die Ruhe wieder, die Du gestört hast.«

Der alte Diener verließ die Bibliothek mit wehmüthiger Miene und ging in sein eigenes Zimmer, welches unten im Erdgeschoß lag.

Es war einfach und bescheiden ausgestattet, die einzige Zierde desselben bildete ein hoher, schmaler Glascschrank, in welchem prächtige Waffen hingen. Der alte Mann nahm das Geld, welches die Fremden ihm gegeben hatten, aus der Tasche und legte es in die Schublade des Tisches.

»Wenn er wüßte, daß ich die nächste Mahlzeit von dem Gelde seines Kindes bestreiten muß!« sagte er leise. »Er würde lieber verhungern, sein Stolz duldet nicht, dieses Almosen anzunehmen! Und doch in diesem Stolz liegt etwas Großes, Erhabenes, etwas, vor dem man unwillkürlich sich beugt, zu dem man hinaufschaut, wie zu einem höheren Wesen. Man begreift und versteht es nicht, wie ein Mensch so thöricht sein kann, den Vorurtheilen seines Standes sein Lebensglück zu opfern, und wenn man auch sagt, es sei eine Thorheit, so kann man dennoch nicht darüber lachen.«

Er trat an's Fenster und öffnete es, ein greller Blitz fuhr aus den schwarzen Wolken nieder, dem in der nächsten Seeunde das Rollen des Donners folgte.

Der Sturm erhob sich und beugte die Wipfel der Bäume, die Vögel flüchteten unter das schwankende Blätterdach, um dort Schutz zu suchen vor dem Regen, der zuerst in schweren Tropfen, dann in mächtigen Güssen niederfiel.

Lange blickte der alte Mann hinaus, der Sturm peitschte ihm den Regen in's Gesicht, er achtete nicht darauf; so wie es draußen stürmte, so stürmte es ja auch in seinem Innern.

Die Begegnung mit Meta hatte die alten Erinnerungen in ihm geweckt, und die Bilder, die an seinem geistigen Auge vorüberzogen, mahnten ihn an schöne Zeiten, deren Rückkehr er lebhaft ersehnte.

III.

Der Maler hatte sich rasch in dem ihm angewiesenen Zimmer der Lindenschenke häuslich eingerichtet.

Die Erlaubniß des Grafen, von der Philipp ihn sofort benachrichtigte, benutzend, hatte er nach dem Eintreffen seines Gepäcks mit seiner Arbeit begonnen, und wenn es ihm anfangs auch unangenehm war, daß der alte Mann ihm nicht von der Seite wich, so gewöhnte er sich doch bald daran.

Da er nur Vormittags das Schloß besuchen durfte, so blieb ihm Zeit genug, die romantische Gegend zu durchstreifen und mit der schönen Tochter des Lindenwirthes zu plaudern.

Seine Heiterkeit und sein biederes, natürliches Wesen hatten ihm rasch die Herzen Aller gewonnen, mit denen er in Berührung kam; der Lindenwirth, Röschen und der alte Philipp plauderten und scherzten mit ihm, wie mit Ihresgleichen, und oft kam Philipp am Abend vom Schlosse herunter, um sich mit dem jungen Manne noch ein Stündchen zu unterhalten.

Seinem Versprechen getreu, hatte Berthold Hasting dem Herrn Ladenburg mitgetheilt, daß er jetzt mit der Copie der drei berühmten Gemälde beschäftigt sei eine Woche später erhielt er auf diesen Brief eine Antwort, die ihn einigermassen befremdete.

Ladenburg fragte in dieser Antwort, ob der alte Diener des Grafen Friedberg ihm Enthüllungen gemacht habe; sei dieß nicht der Fall, so möge er ihn darum bitten und ihn an das Versprechen erinnern, welches er der Comtesse Meta gegeben habe. Er fügte hinzu, er setze sein ganzes Vertrauen auf die ehrenhaften Gesinnungen des Malers und bitte ihn, jedem Anderen gegenüber die strengste Verschwiegenheit zu beobachten.

An dem Morgen, an welchem Hasting diesen Brief empfing, ging er gedankenvoll zu dem Schlosse hinauf, um sein Tagewerk zu beginnen, und dem alten Manne konnte es nicht entgehen, daß der Maler heute nicht so heiter gestimmt war, wie an den früheren Tagen.

Wie immer, begleitete er ihn auch jetzt in das Cabinet. Berthold setzte sich vor die Staffelei, nahm Pinsel und Palette und betrachtete lange die Madonna Murillo's mit deren Copie er begonnen hatte.

Der Blick des Dieners ruhte voll treuherziger Theilnahme auf ihm, und als der Maler den Blick zur Seite wandte und die Augen Beider sich begegneten, nickte der alte Mann lächelnd ihm zu.

»Sehen Sie, das hatte ich erwartet,« sagte er, und so treuherzig, wie der Ausdruck seines Gesichtes war, klang auch seine Stimme. »Ich hätte es voraussagen können, aber ich mochte es nicht thun, weil ich fürchtete, Sie würden mir erwidern, ich habe kein Recht, mich darum zu kümmern.«

Berthold sah den alten Mann befremdet an.

»Wovon reden Sie?« fragte er.

»Wollen Sie es mir nicht übel nehmen, wenn ich ganz offen rede?«

»Ich muß Sie sogar darum bitten.«

»Sehen Sie, als ich Sie am ersten Abend so vertraulich mit Röschen plaudern sah, dachte ich mir gleich, das könne kein gutes Ende nehmen.«

Berthold mußte lachen, weniger über die Worte des alten Mannes, als über den feierlichen Ernst, mit dem er sie gesprochen hatte.

»Sie lachen darüber,« fuhr Philipp vorwurfsvoll fort, »und doch ist die Sache so ernst. Röschen ist eine Schönheit, das muß ihr der Neid lassen, und daneben ein unschuldiges, argloses Kind, das von der Welt nichts kennt.«

»Zugeben, alter Freund!« scherzte der Maler. »Was weiter?«

»Der Lindenwirth hütet sie wie seinen Augapfel, und von den Burschen, die ab und zu sein Haus besuchen,

ist ihm keiner gut genug. Er will mit seinem Kinde höher hinaus, und da er selbst keine Erfahrungen hat, so würde es mich nicht befremden, wenn er Sie begünstigte. Und die Herren Künstler sind in diesem Punkte alle etwas leichtsinnig, sie pflücken eine schöne Blume, und wenn sie ihrer überdrüssig sind –«

»Halt,« fiel Berthold ihm ernst in die Rede, »jetzt weiß ich Alles, was Sie mir sagen wollen, und wenn ich Sie weiter reden ließe, so würden Ihre Worte beleidigend werden. Sie fürchten für die Ehre und für die Ruhe des schönen Kindes und stellen mich dabei in eine Kategorie mit jenen Herren, die ehr- und charakterlos genug sind, ein unschuldiges Mädchen zu bethören und in's Unglück zu stürzen. Ich denke ernster über diesen Punkt, deshalb dürfen Sie unbesorgt sein.«

Der alte Diener zuckte die Achseln, die Antwort schien ihn nicht zu befriedigen.

»Damit hat Mancher die Stimme seines Gewissens zu beruhigen versucht,« erwiderte er, »Mancher, dem es anfangs wirklich Ernst war mit dieser Behauptung. Aber wenn die Leidenschaften einmal erwacht und entfesselt sind, dann werden alle Bedenken über Bord geworfen und nachher kommt die Reue zu spät.«

»Ich werde diese Reue mir fern halten.«

»Glauben Sie, den Leidenschaften gebieten zu können? Sie sind heute nicht so heiter, wie Sie es gestern und an allen früheren Tagen waren –«

»Das hat seinen besonderen Grund.«

»Gewiß, und dieser Grund –«

»Alter Freund, Sie ergehen sich in Vermuthungen, die gar keine Berechtigung haben,« sagte der Maler, während er den Brief Ladenburg's aus der Tasche zog; »hier ist der Grund meiner Verstimmung; ich würde Ihnen denselben aus eigenem Antriebe mitgetheilt haben, wenn Sie mir nicht zuvorgekommen wären.«

Philipp hatte den Brief entfaltet; er las ihn, ohne Erstaunen oder Mißmuth zu verrathen.

»Schon damals, als Sie mit dem jungen Ehepaar kamen, und Herr Ladenburg mich bat, ein gutes Wort für Sie bei dem gnädigen Herrn einzulegen, dachte ich mir, daß das Alles eine abgekartete Sache sei,« sagte er, »ich sehe nun, daß ich mich nicht getäuscht habe.«

»Das haben Sie dennoch,« erwiderte Berthold, »Sie scheinen überhaupt sich gerne in Vermuthungen zu ergehen, an denen Sie dann mit zähem Eigensinn festhalten. Ich habe mit Herrn Ladenburg nichts weiter verabredet, als daß ich diese Copien für ihn malen wollte, der Zweck dieses Briefes ist mir ein Räthsel.«

»Sie wissen auch nicht, wer die Gemahlin dieses Herrn Ladenburg ist?«

»Nein.«

Der alte Mann warf einen forschenden Blick auf die Portière, die das Cabinet mit der Gemäldegalerie verband, dann ließ er diesen Blick mit demselben Ausdruck eine geraume Weile auf dem Maler ruhen.

»Herr Ladenburg scheint Ihnen zu vertrauen,« sagte er mit gedämpfter Stimme, »und was mich betrifft, so habe ich auch keinen Grund, Ihnen mit Mißtrauen zu begegnen. Madame Ladenburg war noch vor zehn oder eilf Jahren Comtesse Meta von Friedberg.«

Berthold sah überrascht von seiner Arbeit auf, diese Enthüllung hatte er nicht erwartet.

»Und Comtesse Meta wünscht sich mit ihrem Vater, der ihre Heirat bis heute nicht gebilligt hat, auszusöhnen,« fuhr Philipp fort. »Ich habe ihr keinen Trost geben können, ich weiß, daß es vergeblich wäre, Hoffnungen zu hegen, ich kenne ja den Eigensinn des alten Herrn. Aber was man wünscht, das hofft und glaubt man gern, und die gnädige Frau klammert sich nun an die Hoffnung, daß Sie einen Einfluß auf den Grafen gewinnen und durch denselben die Aussöhnung ermöglichen können. Herr Ladenburg hat mich gebeten, Sie in alle Verhältnisse des Hauses Friedberg einzuweißen; ich kann das mit wenig Worten thun, vorausgesetzt, daß es Sie interessirt und daß Sie später von meinen Mittheilungen keinen Gebrauch machen. Leonard von Friedberg war der einzige Erbe des Grafen Friedrich von Friedberg. Als er nach dem Tode seines Vaters das Erbe übernahm, war Schloß Friedberg mit seinen großen Pachtgütern, seinen prachtvollen Wäldern, Wiesen, und Ackerfeldern eine herrliche Besizung; der verstorbene Graf hatte eine Ehre darin gesucht, diese Besizung im besten Zustande seinem Sohne zu hinterlassen.

Graf Leonard war zu jener Zeit nicht mehr sehr jung, aber wie seine Gemahlin, liebte er es, den Augenblick zu genießen und die Verwaltungssorgen Anderen zu überlassen.

An Gästen fehlt es nirgends, wo Jeden eine wohlbesetzte Tafel erwartet, und unter solchen Gästen gibt es in der Regel gesinnungslose Schmarotzer, die kein Bedenken tragen, ihre eigene Ehre unter die Füße zu treten.

Die gnädige Frau war nicht allein lebenslustig, sondern auch eine blendende Schönheit, für Schmeicheleien sehr empfänglich, und Graf Leonard dachte nicht daran, sie ängstlich zu hüten, der Mutter seiner beiden Kinder schenkte er volles Vertrauen. Aber ich weiß nicht, ob ich Ihnen das Alles erzählen darf,« unterbrach der alte Mann seine Mittheilungen, »wenn Sie davon einen schlimmen Gebrauch machten –«

»Mein Ehrenwort zum Pfande, daß ich es nicht thun, daß ich schweigen werde!« sagte Berthold rasch.

»Nun, ich will Ihnen glauben, weil Herr Ladenburg und Comtesse Meta Ihnen vertrauen; es ist mir selbst ein wohlthuendes Gefühl, nach so langen Jahren der Einsamkeit und des Schweigens mich wieder einmal aussprechen zu dürfen.

Unter den Gästen, die oft Monate lang hier im Schlosse wohnten, befand sich ein Franzose; ein Chevalier von Flavigny, ein schöner, geistreicher und den Damen sehr gefährlicher Mann, welcher der Gräfin Friedberg in etwas auffallender Weise den Hof machte. Der gnädige Herr bemerkte das gar nicht, er war mit den anderen Gästen

meist auf der Jagd, an welcher der Chevalier, wie er sagte, kein Gefallen fand. Aber was er nicht sah, das sahen Andere, und diese Anderen waren eifersüchtig auf den Chevalier, der überdieß manche von ihnen durch satyrische Bemerkungen beleidigt hatte.

Ob dem Chevalier eine Falle gestellt worden ist, oder ob die Gräfin wirklich so schuldig war, wie es den Anschein hatte, darüber habe ich niemals Gewißheit erhalten – genug, es kam eines Tages zum Eclat und Graf Leonard glaubte die ihm widerfahrene Schmach nur durch Blut tilgen zu können.

Ich war damals noch Förster und erinnere mich sehr genau, wie der Graf in der Morgenfrühe, von zwei Herren begleitet, in meine Hütte trat und einen Trunk Wasser forderte. Er war ruhig wie immer, aber es war eine furchtbare Ruhe, die mich entsetzte.

Etwas später kam auch der Chevalier mit einem anderen Herrn, und die ganze Gesellschaft ging in den Wald hinein. Von dem, was sie dort wollten, hatte ich keine Ahnung aber besorgt war ich doch, es mußte mir ja auffallen, daß der Graf mich nicht aufforderte, ihn zu begleiten.

Es dauerte auch nicht lange, so krachten zwei Schüsse und gleich darauf kehrte Graf Leonard mit seinen Freunden zurück; kalt und ruhig befahl er mir, die Leiche des Chevalier aus dem Walde in's Schloß schaffen zu lassen, und als ich hineilte, fand ich den Franzosen todt auf dem grünen Moos, die Kugel hatte ihm das Herz durchbohrt.

Graf Leonard reiste an demselben Tage ab und die Gräfin starb vier Wochen später am Nervenfieber.

Die beiden Kinder waren nun sich selbst überlassen; sie hatten freilich einen Hauslehrer und eine Gouvernante, und die Diener beschäftigten sich auch mit ihnen, aber das Haupt fehlte, und das konnte man zu deutlich bemerken. Der Hauslehrer überwarf sich mit der Gouvernante, ein schuftiges Subjekt unter dem Dienstpersonale hetzte die Beiden gegen einander und es war Niemand da, der den Streit hätte schlichten können. Jeder, wollte befehlen, Niemand gehorchen, der Verwalter hatte mit seinen Amtsgeschäften genug zu thun und begünstigte überdieß die hübsche, junge Gouvernante, die ihn bald beherrschte. Daß darüber die Erziehung der Kinder vernachlässigt wurde, können Sie sich denken; Und daß die Kinder nur böse Beispiele vor Augen hatten, werden Sie auch nicht bezweifeln.«

»Es konnte ja nicht anders sein!« warf Berthold ein.

»Und es blieb auch so, als der Graf nach einem Jahre zurückkehrte. Die Gouvernante war, wie ich schon bemerkte, jung und hübsch, sie verstand es, einen Mann zu fesseln, wenn das in ihrem Interesse lag. Die alte Wirthschaft fing wieder an, die Gäste wurden eingeladen und kamen, ein Fest folgte dem anderen, die schöne Gouvernante machte die Honneurs und um die Kinder kümmerte sich Niemand. Auf die Kinder selbst machte das einen verschiedenartigen Eindruck: Comtesse Meta suchte für die Liebe, die sie entbehren mußte, Ersatz in der Pflege ihrer Blumen, in einsamen Spaziergängen und in den

Büchern der Bibliothek, die ihr offen stand. Graf Willibald hingegen trieb es bald noch toller, wie die Gäste, und lachte der gnädige Herr auch in den ersten Jahren über die trotzigigen Antworten und die leichtfertigen Streiche seines Sohnes, so sollte er später erfahren, daß diese Art der Erziehung schlechte Früchte tragen mußte. Unter den Gästen des gnädigen Herrn befanden sich sehr häufig Officiere, die von ihren Freunden mitgebracht wurden, aber selten zum zweitenmale kamen, da der Ton, der hier herrschte, ihnen nicht zusagen konnte. Nur Einer kam öfter, der Rittmeister Werner Ladenburg. Er nahm an den Zechgelagen niemals Theil, seine Besuche galten der Comtesse, und Graf Willibald hegte eine auffallende Zuneigung zu diesem Herrn, die um so mehr befremden mußte, weil die Charaktere der Beiden sehr verschieden waren.

Es konnte kein Geheimniß bleiben, daß der Rittmeister nur wegen der Comtesse kam, und wieder wie damals fanden sich Zwischenträger, die aus Neid, Bosheit und Eifersucht den gnädigen Herrn darauf aufmerksam machten.

Comtesse Meta bekannte ihre Liebe frei und offen, der Rittmeister warb um ihre Hand, Graf Leonard wies ihn mit der höhnischen Bemerkung ab, die Grafen von Friedberg hätten niemals einem Bürgerlichen erlaubt, die Augen zu ihnen zu erheben.

Der Hohn, der in dieser Antwort lag, war es, was alle Betheiligten erbitterte, sogar Graf Willibald war empört darüber und stellte seinen Vater zur Rede.

War der Rittmeister auch von bürgerlicher Herkunft, so war er doch Officier und einer angesehenen Patrizierfamilie entsprossen – alles das wurde dem gnädigen Herrn vorgestellt, aber seinen Entschluß konnte nichts ändern.

Es hat gewiß schwere Kämpfe gekostet, ehe die Comtesse sich entschloß, das väterliche Haus zu verlassen, um dem Manne, den sie liebte, in die Fremde zu folgen.

Aber was blieb ihr anders zu thun übrig?

Eine Freundin, mit der sie hätte berathen können, besaß sie nicht, Liebe fand sie im väterlichen Hause nicht, und die natürlichen Bande, die sie an den Vater fesselten, waren längst gelockert.

Der Bruder redete ihr zu, dem Drängen ihres Verlobten nachzugehen, und der Rittmeister hatte inzwischen schon seinen Abschied genommen, also ihretwegen auf eine glänzende Laufbahn verzichtet.

Comtesse Meta weihte mich endlich in ihr Geheimniß ein, und ich redete ihr nicht zu, noch ab; es hätte ohnedieß nichts genützt, denn ihr Entschluß stand bereits fest.

Sie wollte mir nur den Brief anvertrauen, in dem sie von dem Vater Abschied nahm; Graf Willibald begleitete die Beiden nach England, wo die Trauung stattfinden sollte.

Die Flucht gelang, Graf Leonard tobte gleich einem Rasenden und verleidete seinen Gästen den Aufenthalt im Schlosse so sehr, daß sie es schon am ersten Tage verließen. Und von jenem Tage an wurde kein Besuch mehr

angenommen. Der gnädige Herr unternahm einige Reisen und legte auf ihnen den Grund zu seiner Kunstsammlung. Er gab enorme Summen für Gemälde, alte Möbel, Waffen und andere Gegenstände aus, und um diese Summen in baarem Gelde zahlen zu können, mußte er einige Pachtgüter verkaufen. Die Güter waren ohnedieß schon verschuldet, dafür hatten die Schmarotzer gesorgt.

Kaum wurde es bekannt, daß Graf Leonard Kunstliebhaber war, als ihm von allen Seiten bald einzelne Gegenstände, bald ganze Sammlungen zu hohen Preisen angeboten wurden. Er kaufte Alles, wenn es nur echt und werthvoll war, ein Acker nach dem anderen ging in fremde Hände über, die Forste und die schönen Güter wurden verkauft, das Dienstpersonal mußte entlassen werden, aber für Alles dieß fand der gnädige Herr reichen Ersatz in seinen Kunstschatzen.«

»Die vielleicht jetzt das Doppelte des für sie gezahlten Preises werth sind,« sagte Berthold, von seiner Arbeit aufschauend und dem alten Mann einen freundlichen Blick zuwerfend.

»Was hat er davon?« erwiderte Philipp achselzuckend. »Nur den Ruhm, die Sammlung zu besitzen und daneben ein freudloses Leben.«

»Vielleicht ersetzt ihm die Treue des Freundes, denn das sind Sie ihm, was er verloren und am Ende niemals besessen hat.«

Der alte Mann strich mit der Hand über seine Stirn, wie wenn er seine Gedanken sammeln wolle.

»Was er niemals besessen hat!« wiederholte er. »Das ist das Richtige, Herr Hasting! Und dennoch muß Comtesse Meta ihn geliebt haben und noch immer lieben, sie wären sonst nicht zurückgekehrt, um sich mit ihm auszusöhnen. Anders ist es mit dem Grafen Willibald. Als er von London zurückkehrte, hatte er einen heftigen Austritt mit dem gnädigen Herrn, er vertheidigte wieder seine Schwester, aber es kam jetzt noch nicht zum Bruche. Graf Willibald reiste zur Residenz, es war ihm zu still hier; und der alte Herr fand nichts dagegen einzuwenden, ihm war diese Stille gerade recht.

In der Residenz wurde das flotte Leben fortgesetzt; anfangs schickte Graf Leonard die Summen, die sein Sohn verlangte, aber das währte nicht lange, denn schon bald wurde das baare Geld selten in der Casse des alten Herrn und nach einigen Monaten wartete Graf Willibald vergeblich auf die Zuschüsse, mit denen er seine Schulden zu tilgen gedachte. Er kam selbst hierher, erst jetzt erfuhr er, daß die Güter und Forste verkauft waren und daß all' das schöne Geld in den Antiquitäten stecke, deren Werth er nicht kannte.

Wüthend und unfähig, seiner Wuth zu gebieten, machte er seinem Vater Vorwürfe, er beschuldigte ihn der Verschwendung und drohte ihm mit gerichtlicher Vormundschaft, er sagte ihm Worte, die der gnädige Herr nicht schweigend hinnehmen durfte. Die Folge war, daß Graf Leonard seinen Sohn verstieß und daß der Letztere einen Advocaten beauftragte, die Auszahlung seines Erbtheiles

zu fordern. Dem Advocaten wurde hier mit dürren Worten die Thür gezeigt, und der Versuch ist nicht wiederholt worden.«

»Und Graf Willibald?« fragte Berthold, seine Arbeit unterbrechend.

»Er hat sich nicht mehr blicken lassen.«

»Ist er noch in der Residenz?«

Der alte Mann nickte bejahend.

»Er soll dort noch immer in Saus und Braus leben,« sagte er, »aber davon darf der gnädige Herr nichts erfahren. Woher er die Mittel nimmt, weiß ich nicht; ich habe auch keine Lust, mich darum zu kümmern, die Besorgniß liegt ja nahe, daß ich etwas erfahren würde, was mir Kummer bereitete. Und Gram und Sorgen habe ich ohnedieß genug. Das sind die Enthüllungen, die Comtesse Meta Ihnen zu machen mich gebeten hat; ich vertraue auf ihr Ehrenwort, Herr Hasting.«

»Sie dürfen es,« sagte Berthold, »mit diesem Versprechen danke ich Ihnen zugleich für das Vertrauen, welches Sie mir geschenkt haben. Wer, der diese Räume durchwandert, sollte ahnen, daß der Besitzer dieser Schätze eher zu bedauern, als zu beneiden sei? In Wahrheit, ich möchte nicht mit ihm tauschen!«

»Wenn nicht die alten Erinnerungen in seiner Seele geweckt werden, ist er dennoch in seiner Weise glücklich,« erwiderte Philipp kopfschüttelnd. »Er hat keine Sorgen, er lebt nur noch für seine Kunstschatze, und die Entzifferung der alten Documente, mit der er sich beschäftigt, hält ihm auch die trüben Gedanken fern.«

In Nachdenken versunken, mischte Berthold auf seiner Palette einige Farben, um die Töne des Originals mit möglichster Treue wiederzugeben.

»Und weshalb hat Frau Ladenburg gewünscht, daß mir diese Enthüllungen gemacht werden?« fragte er.

»Weil sie glaubt, Sie würden mich in meinen Versöhnungsversuchen unterstützen können.«

»Glauben Sie das auch?«

»Nein. Der gnädige Herr ist in diesem Punkte unerbittlich,« erwiderte der alte Mann. »Ich habe bereits einen Versuch gemacht, ich wage nicht, ihn zu erneuern.«

»Vielleicht sind Sie nicht energisch genug aufgetreten.«

»Ein solches Auftreten würde seinen Trotz noch stärker herausfordern.«

»Und was hätten Sie dabei zu verlieren?«

»Nichts,« sagte der treue Diener mit unverkennbarer Bitterkeit, »gar nichts; ich bin ein alter Mann, der sein müdes Haupt gern zur Ruhe legen wollte, wenn man mir nur einen Platz im Walde gönnt, auf dem ich sterben kann.«

»So dürfen Sie nicht sprechen,« antwortete Berthold vorwurfsvoll; »hat auch Ihr Leben für Sie keinen Werth, so hat es doch Werth für Andere.«

»Nur noch für Einen, und dieser Eine ist der gnädige Herr!«

»Wohlan, er weiß das selbst, und schon aus diesem Grunde wird er Ihnen nicht zürnen, wenn Sie ihm die

Wahrheit sagen. Könnte ich nur zu ihm! Ich würde kein Blatt vor den Mund nehmen.«

»Und was würden Sie erreichen?« sagte der alte Mann lächelnd. »Glauben Sie mir, wenn ich eine Möglichkeit sähe, den Wunsch der Comtesse Meta zu erfüllen, so würde ich freudig die schwersten Opfer bringen, um dieses Ziel zu erreichen. Wir können Beide nichts thun, es schmerzt mich, das sagen zu müssen; aber welchen Nutzen hätte es, wenn ich Hoffnungen wecken wollte, die, wie ich voraus weiß, niemals sich verwirklichen können?«

»Wäre eine anscheinend zufällige Begegnung mit dem Grafen nicht zu ermöglichen?«

»Eine Begegnung mit Ihnen? Sie würden sofort das Schloß verlassen müssen.«

»Eine Begegnung mit Frau Ladenburg!«

»Sie würde den ganzen Groll des gnädigen Herrn wecken und seinem Haß neue Nahrung geben.«

»Wer weiß!« sagte Berthold. »Vielleicht – –«

Er brach ab, der schrille Klang der Glocke weckte das Echo in allen Ecken und Winkeln des Schlosses.

Philipp hatte sich hastig von seinem Sitze erhoben.

»Heute scheint ja der Besuch schon früh zu kommen,« sagte er, »ich hoffe, es wird Sie nicht stören!«

»Bewahre, vielleicht bin ich bis dahin, daß die Fremden hierher kommen, mit meiner heutigen Arbeit fertig.«

Der alte Mann erinnerte sich freilich, daß er dem Grafen versprochen hatte, den Maler unausgesetzt überwachen zu wollen, aber er durfte doch auch die Fremden nicht abweisen, und überdieß war er von der Ehrlichkeit

Bertholds so felsenfest überzeugt, daß er kein Bedenken getragen hätte, ihm das ganze Schloß mit seinem kostbaren Inhalte anzuvertrauen.

Berthold setzte seine Arbeit fort, aber er war jetzt doch nicht mehr mit ganzer Seele bei ihr; er mußte über die Mittheilungen des alten Mannes nachdenken, die vor seinem geistigen Blicke ein Bild entrollten, welches ihn entsetzte. Die Untreue der Gattin, das Duell mit seinem tragischen Ausgange, die Flucht der Tochter, die Verstoßung des Sohnes und nach allen diesen erschütternden Ereignissen eine trostlose Einsamkeit!

Umringt von kostbaren Schätzen kämpfte dieser Mann vielleicht mit Entbehrungen und Elend, und es bedurfte nur eines Wortes, um den Sonnenschein des Glücks zurückzurufen.

Nur eines versöhnenden Wortes, nur des Entschlusses, einen Theil dieser Schätze zu verkaufen.

Schon früher hatte Berthold mit dem Diener darüber gesprochen und von diesem erfahren, daß dem Grafen schon sehr oft hohe Gebote auf einzelne Stücke seiner Sammlung gemacht worden waren.

Aber der Graf wollte von solchen Anerbieten nichts wissen, nicht von dem geringsten Stück seiner Sammlung sich trennen.

Dieser Eigensinn hatte allerdings seine Berechtigung, so lange der Eigenthümer solcher Schätze die Mittel besaß, seine Bedürfnisse zu bestreiten; aber wenn die Noth an ihn herantrat, dann mußte man es Thorheit nennen, wenn er bei seinen Schätzen verhungern wollte. Es war

kein erfreuliches Bild, welches die Mittheilungen des alten Mannes heraufbeschworen, und je länger Berthold es betrachtete, desto mehr leuchtete es ihm ein, daß die Hoffnung auf Versöhnung zwischen dem Grafen und seinen Kindern auf sehr schwachen Füßen stand. Und was kümmerte im Grunde genommen ihn diese Angelegenheit? Er that am Besten, wenn er sich nicht einmischte, mochten die Betheiligten zusehen, wie sie die Sache ordneten!

Aber Berthold schüttelte über diese Antwort auf seine Frage selbst den Kopf, – so herzlos durfte er ja nicht denken.

Ladenburg und dessen Gattin setzten ihre Hoffnung und ihr volles Vertrauen auf ihn, und wenn er sich auch sagte, daß sie nicht berechtigt seien, ihm die Lösung dieser schwierigen Aufgabe zuzumuthen, so mußte er doch auch zugeben, daß die Menschenpflicht ihm gebot, die Rolle des Vermittlers zu übernehmen.

In Gedanken versunken, ließ Berthold den Blick auf der Madonna des berühmten Meisters ruhen, und ihm war, als schaue Röschen, die Tochter des Lindenwirths, ihn aus dem Rahmen an. Er sah sie deutlich, er schaute ihr in die schönen Augen, er sah das bezaubernde Lächeln auf ihren Lippen, ja er glaubte den Klang ihrer Stimme zu hören.

Er erinnerte sich der Worte, die Philipp über das Mädchen gesprochen hatte, er war entrüstet über die Besorgnisse des alten Mannes, die ihn beleidigten.

Wenn er sich fragte, ob er Röschen liebe, dann konnte er diese Frage nicht verneinen, aber es war eine keusche, reine Liebe, die vor jedem unlauteren Gedanken zurückbebt.

Wie hätte es auch anders sein können! Wer dieses unschuldige, nichts Arges denkende Mädchen betrügen, sein Vertrauen mißbrauchen konnte, der war jedes Ehrgefühls bar.

Ein dumpfer Schrei weckte den jungen Mann aus seinem Brüten. War das ein Hilferuf gewesen?

Rasch erhob er sich, er eilte durch die Gemäldegalerie und die hinter ihr liegenden Prunkgemächer, und als er jetzt in den Waffensaal trat, sah er den alten Philipp auf dem Boden liegen und zwei elegant gekleidete Herren beschäftigt, den Diener zu fesseln.

Rasch entschlossen riß Berthold die ihm zunächst hängende Waffe von der Wand und eilte damit auf die Gruppe zu.

Die beiden Strolche waren bei seinem Anblicke ganz bestürzt, sie hatten offenbar nicht geglaubt, daß sie bei der Ausführung ihres Vorhabens überrascht werden könnten. Wären Sie darauf vorbereitet gewesen, so würden sie vielleicht den Kampf aufgenommen haben, unter den obwaltenden Umständen aber verloren sie die Fassung und ergriffen die Flucht.

Berthold dachte zuerst an den alten Mann, der geknebelt vor ihm lag, mit der Verfolgung der Verbrecher hatte es ja keine Eile, sie konnten das Schloß nicht verlassen, da alle Thüren geschlossen waren.

Hastig zerschnitt er die Knoten der Stricke. Philipp rang nach Athem, der plötzliche Schrecken hatte ihn einer Ohnmacht nahe gebracht.

»Wie gut, daß Sie meinen Ruf hörten!« sagte er. »Die Burschen würden hier gründlich aufgeräumt haben, ich hörte ja deutlich, wie sie darüber sprachen und schon einige Gegenstände bezeichneten, die sie mitnehmen wollten. Es waren die werthvollsten Stücke der Sammlung, auch die drei Cabinetsgemälde sollten aus den Rahmen geschnitten und mitgenommen werden.«

»So genau waren sie hier bekannt?« fragte Berthold überrascht.

»Sie müssen früher schon hier gewesen sein, um zu spioniren, vielleicht wurden sie damals durch irgend einen Zufall an der Ausführung ihres Vorhabens gehindert.«

»Aber der Herr Graf hätte doch auch den Hilferuf hören müssen,« sagte Berthold.

»Wenn er in seine Arbeit vertieft ist, hört er nichts,« erwiderte Philipp, »das Dach könnte über seinem Kopfe brennen, er würde es nicht eher bemerken, bis die Funken vor ihm niederfielen. Was machen wir nun mit den Burschen?«

»Sie müssen der Polizei überliefert werden.«

»Ja, wenn wir hier Polizei hätten! Der alte Veteran, der unten im Dorfe die Ordnung aufrecht hält, wäre der Rechte, zwei so verwegene Strolche festzuhalten.«

»So müssen sie hier eingesperrt werden, bis die Gendarmen aus der nächsten Stadt eintreffen!«

»Jedes Ding hat seine zwei Seiten,« sagte er, »und hier heißt es erst recht, vorsichtig zu Werke gehen. Wenn wir die Burschen dem Gericht überliefern so haben wir selbst die Scherereien und Laufereien, da muß man jede Woche einmal an's Gericht, um zu zeugen, und was das Schlimmste ist, der gnädige Herr würde von dem Einbruch Kenntniß erhalten.«

»Wie? Sie wollen es ihm verschweigen?« fragte der Maler.

Philipp nickte bejahend.

»Ich muß es,« erwiderte er.

»Sie dürfen es nicht; ich würde Ihnen überhaupt raten, fortan keinen Fremden mehr einzulassen.«

Ein seltsames, halb trauriges, halb bitteres Lächeln glitt über das treuherzige Gesicht des alten Mannes. »Der Rath liegt freilich nahe,« sagte er, »aber ich kann ihn nicht befolgen.«

»Weshalb nicht?«

»Sie verstehen das nicht, Herr Hasting, es muß nun einmal so bleiben, wie es bisher war. Und darum wäre es am besten, man ließe die Burschen laufen; ich denke, sie werden jetzt sobald nicht wieder kommen.«

»Nun gerade,« erwiderte Berthold, »der Aerger über das Mißlingen ihres Planes wird sie zurückführen.«

»O, ich kenne die Hallunken, ich lasse sie nicht mehr ein. Kommen Sie, wir wollen sie suchen.«

Die Beiden durchwanderten alle Räume des Erdgeschosses, sie fanden die Diebe nicht, trotzdem die Ausgangsthüren noch fest geschlossen waren. Erst als sie in

das Zimmer Philipps traten und hier das offene Fenster bemerkten, ward es ihnen klar, daß ihr Suchen resultatlos bleiben mußte.

Der alte Mann eilte an das Fenster, aber kaum hatte er einen Blick hinausgeworfen, als ein nur halb unterdrückter Schrei seinen Lippen entfuhr.

Todesblässe überzog sein Antlitz, starr blickten seine weit geöffneten Augen auf das Gebüsch.

»Was haben Sie?« fragte Berthold besorgt.

»Nichts – nichts,« erwiderte Philipp verwirrt, die Augen mit der Hand bedeckend.

»Die Burschen sind entflohen?«

»Jedenfalls, dieses Fenster war vor einer Stunde noch geschlossen.«

»Man scheint vorher hier geplündert zu haben,« sagte der junge Mann. »Bewahrten Sie in dieser Schublade etwas von Werth?«

Der Diener wandte sich hastig um, sein Blick fiel auf die offene Schublade des Tisches – sie war leer.

»Barmherziger Gott!« rief er. »Das ist furchtbar!«

Er sank auf einen Stuhl nieder und blickte wie um Hilfe flehend, zu dem jungen Manne auf.

»Hat man Ihnen so viel gestohlen?« fragte Berthold mit herzlicher Theilnahme

»Alles!« nickte der alte Diener. »Unsere ganze Casse.«

»Nun, so groß wird der Verlust am Ende nicht sein, starke Summen pflegt man nicht in einer unverschlossenen Schublade aufzubewahren.«

»Ich sage Ihnen noch einmal, Sie verstehen das nicht,« erwiderte Philipp, »aber Sie sollen es verstehen, ich habe Ihnen so viel gesagt, daß ich Ihnen nun auch Alles sagen darf. Aber Sie müssen mir versprechen, darüber gegen Jedermann zu schweigen, Comtesse Meta darf keine Sylbe davon erfahren Wollen Sie das?«

Berthold legte seine Hand in die des bewegten Mannes und sah ihn ernst an.

»Ich habe Ihnen schon einmal dieses Versprechen gegeben,« sagte er, »aber weil Sie es wünschen, wiederhole ich es, ich werde schweigen.«

»So hören Sie. Als der gnädige Herr sein Dienstpersonal entließ und dabei auch mich fortschicken wollte, konnte ich es nicht über das Herz bringen, ihn der Noth und dem Mangel preiszugeben. Er besaß an baarem Gelde nichts mehr und alle Quellen, aus denen er früher geschöpft hatte, waren versiegt; er besaß jetzt nur noch ein todttes Capital, welches keine Zinsen einbrachte. Hätte ich ihn seinem Schicksal überlassen, so würde er neben seinen Schätzen verhungert sein; das konnte und durfte ich nicht, die Pflicht gebot mir, die Sorge für ihn zu übernehmen. Aber woher sollte ich die Mittel nehmen, uns Beide zu ernähren? Meine Ersparnisse waren gering und bald verausgabt; zuletzt blieben nur noch die Trinkgelder, die ich von den Fremden erhielt und die in der schönen Jahreszeit ziemlich reich ausfielen. Viel war es freilich nicht, aber es reichte aus und der gnädige Herr war mit dem einfachsten Gericht zufrieden.«

»Und er wußte nicht, woher Sie diese Mittel nahmen?« fragte Berthold erschüttert.

»Nein. Wer hätte es ihm sagen sollen?«

»Er konnte es denken.«

»So weit denkt er nicht, andere Dinge beschäftigen seine Gedanken zu sehr. Vielleicht hat er es dann und wann geahnt, ich muß das daraus entnehmen, daß er mitunter versuchte, die Rede auf diesen Punkt zu bringen, aber wenn ich leicht darüber hinwegging, dann gab er sich gerne zufrieden. Ich hatte mir im Laufe des Sommers eine kleine Summe erspart und sie dort in die Schublade gelegt, sie sollte uns über den Winter hinweghelfen, nun haben die Strolche sie gestohlen.«

»Wenn das Alles ist, so dürfen Sie sich beruhigen, alter Freund,« sagte der Maler lächelnd, »ich werde die Summe ersetzen.«

»Das kann ich nicht verlangen.«

»Ich thue es aus freiem Antriebe, um meinen Dank für die erhaltene Erlaubniß abzutragen.«

Berthold hatte seine Börse schon aus der Tasche gezogen, der alte Mann legte seine Hand auf den Arm des Malers und schüttelte mit ernster, wehmüthiger Miene das graue Haupt.

»Nicht der Verlust des Geldes schmerzt mich allein,« sagte er, »was mich zumeist empört und tief betrübt, ist, daß Graf Willibald mit diesen Strolchen sich verbündet hat, um seinen Vater zu berauben.«

»Unmöglich!« rief Berthold erschreckt.

»Glauben Sie, daß ich es behaupten würde, wenn ich nicht von der Wahrheit meiner Behauptung überzeugt wäre? Ich habe soeben den jungen Herrn dort am Rande des Gebüsches gesehen; ich erkannte ihn sofort, er sprach mit den Beiden, und als er mich bemerkte, ging er in das Gebüsch hinein. Was that er hier in der Nähe des Schlosses, und worüber sprach er mit den Verbrechern? Liegt die Antwort auf diese Frage nicht nahe?«

Der junge Mann nickte, es war ihm nicht möglich, einen Laut über die Lippen zu bringen.

»Und nun werden Sie auch zugeben, daß der gnädige Herr nichts erfahren darf,« sagte Philipp. »es würde ihn tödten, wenn er die Schande seines Sohnes erführe. Verfolgen wir die Strolche, und werden sie verhaftet, dann liegt es nahe, daß sie den Grafen Willibald von Friedberg der Mitschuld anklagen, und der Name der Grafen von Friedberg wäre für alle Zeiten geschändet.«

Berthold mußte dem alten Manne Recht geben, so sehr auch die Niederträchtigkeit des jungen Grafen ihn entüstete. Wie die Dinge jetzt lagen, konnte man nichts Besseres thun, als den empörenden Vorfall verheimlichen.

Die unterbrochene Arbeit wieder aufzunehmen fühlte er keine Lust, überdieß war es schon nahe an Mittag; er legte, ohne daß der alte Mann es bemerkte, eine Banknote auf den Tisch und verließ das Schloß, nachdem er vorher dem Diener eingeschärft hatte, Niemanden einzulassen, der nicht durchaus unverdächtig erscheine.

Er dachte darüber nach, ob es nicht besser sei, der Tochter des Grafen Alles mitzutheilen, ihr nichts zu verschweigen; sein Versprechen jedoch band ihn, er durfte es nicht brechen ohne Genehmigung des Dieners.

Aber den Brief Ladenburg's wollte er sofort beantworten, und mit diesem Entschlusse trat er in die Schenke.

Mit geheimnißvoller Miene kam der Wirth ihm entgegen.

»Wenn Sie den jungen Grafen Friedberg kennen lernen wollen, so gehen Sie nur in die Gaststube,« sagte er leise, »er ist ganz allein mit Röschen.«

Berthold fühlte, wie ihm das Blut in die Wangen stieg.

»Was will er hier?« fragte er.

»Hm – ich weiß es nicht,« antwortete der Wirth achselzuckend. »Vielleicht will er noch einmal versuchen, sich mit seinem Vater auszusöhnen. Beerben wird er ihn später gewiß, und lange kann der alte Herr nicht mehr leben; ich glaube, dann kommt da oben Alles unter den Hammer, und wenn Sie mit Graf Willibald befreundet sind, können Sie vielleicht die schönsten Gemälde billig kaufen.«

Diese Aussicht hatte für Berthold durchaus nichts Verlockendes, aber da er aus anderen Gründen den Grafen kennen lernen wollte, ging er in die Gaststube, deren Thür der Lindenwirth bereits geöffnet hatte.

Der Anblick, der sich ihm bot, empörte ihn; ein junger, schlanker Herr, dessen verlebte, markirte Züge den Roué deutlich erkennen ließen, bemühte sich, Röschen

zu umarmen, die ihm auswich und in die fernste Ecke des Zimmers flüchtete.

»Na, nicht so spröde schöne Rose,« lachte der Graf, der den Eistretenden nicht bemerkte, »einen Kuß in Ehren darf Niemand wehren! Bin ich einmal hier regierender Herr, möchtest Du nach der Ehre geizen, meine Freundin zu sein.«

»Lassen Sie mich,« sagte das Mädchen empört, »ich werde um Hilfe rufen!«

»Pah, es ist ja nur Spaß!«

»Mir ist es Ernst! Rühren Sie mich nicht an.«

»So ziere Dich doch nicht, Schatz, ich verlange ja nur einen Kuß von Deinen rothen Lippen!«

»Das geht zu weit,« rief Berthold entrüstet. »Seien Sie unbesorgt, mein Fräulein, ich werde Sie vor diesem unverschämten Menschen schützen.«

Der Graf wandte sich um, seine zornfunkelnden Augen musterten den Gegner mit stechenden Blicken

»Wer sind Sie?« fragte er geringschätzend.

»Dieselbe Frage richte ich an Sie,« erwiderte Berthold, mühsam sich bezwingend.

»Ich bin Graf Willibald von Friedberg.«

»Und ich der Maler Berthold Hasting.«

Der Graf trat einen Schritt zurück, jäh blitzte eine verzehrende Gluth in seinen Augen auf; auch er, man konnte es deutlich erkennen, bezwang gewaltsam seine Erregung.

»Nun weiß ich genug,« sagte er, »Sie wohnen ja seit mehreren Tagen in diesem Hause. Ich hegte durchaus

nicht die Absicht, Sie bei der Wirthstochter aus dem Sattel zu heben, aber ich konnte auch nicht vermuthen, daß Sie so eifersüchtig sein würden.«

Es lag ein unbeschreiblicher Spott in dem Tone, in welchem der Wüstling dieß gesagt hatte, ein Hohn, der dem jungen Manne die Galle in's Blut treiben mußte.

Röschen schien den tieferen Sinn der Worte nur halb verstanden zu haben, sie warf dem Maler einen bittenden Blick zu und eilte hinaus.

»Daß Sie diesen Ton anschlagen, kann mich nicht befremden,« erwiderte Berthold, seine äußere Ruhe noch immer bewahrend, »ich greife ja heute Morgen schon zum zweiten Male störend in Ihre Pläne ein. Zum ersten Male war es im Schlosse . . . « Hier hielt er inne und ließ seine Blicke forschend auf dem Gesichte seines Gegenübers ruhen. Das seltsame Mienenspiel bestätigte ihm seine Vermuthung. Er fuhr fort: »Die beiden Spitzbuben, die den Raubversuch machten, werden Ihnen wohl das Nähere mitgetheilt haben –«

»Mein Herr, Sie scheinen eine Beleidigung zu beabsichtigen!« fiel der Graf ihm, wild auffahrend, in die Rede. »Sie bringen mich mit Leuten in Verbindung –«

»Mit denen Sie sich verbündeten, um Ihren eigenen Vater zu berauben,« fuhr Berthold mit gedämpfter Stimme fort, »Sie werden das nicht leugnen können; nur die Rücksicht auf den alten Herrn hat den treuen Diener bewogen, von der Verfolgung der beiden Strolche Abstand zu nehmen. Wenn diese Letzteren verhaftet würden, so müßte auch Ihnen das Gefängniß sich öffnen.«

Knirschend vor Wuth stand der Graf vor seinem Gegner.

»Was Sie mit dieser Anklage bezwecken, errathe ich,« sagte er mit bebender Stimme. »Sie wollen die Kluft zwischen Vater und Sohn noch erweitern, an die Stelle des Letzteren treten und den kindisch gewordenen Greis um seine Kunstschatze beschwindeln. Und um diesen Zweck zu erreichen, sind Ihnen alle Mittel recht, selbst die Infamie muß den Zweck heiligen. Wir werden uns wiedersehen mein Herr, wenn nicht hier, dann an einem andern Orte; Sie werden mir Rechenschaft geben.«

Er stürmte hinaus; einige Minuten später sprengte er auf seinem Pferde von dannen der Stadt zu.

Berthold blieb in der Gaststube zurück; ein gewaltiger Sturm tobte in seinem Innern, es fiel ihm schwer, dem bald darauf eintretenden Mädchen ruhig und gefaßt zu begegnen.

»Ich danke Ihnen für den Schutz,« sagte Röschen indem sie mit innigem Blick dem jungen Manne die Hand reichte, »ich weiß nicht, was geschehen wäre, wenn der Graf mich umarmt hätte.«

»Fürchten Sie so sehr die Umarmung eines Mannes?« fragte Berthold scherzend.

»Dieses Mannes – ja,« antwortete Röschen, die schönen Augen niederschlagend. »Ich habe immer, so lange ich ihn kenne, Furcht vor ihm gehabt. Es liegt etwas in seinem Blick, was mir nicht gefällt; damals schon, als er noch im Schlosse wohnte, fürchtete ich ihn, obgleich ich noch ein Kind war.«

Berthold fand diese Abneigung begreiflich, das unschuldvolle Mädchen ahnte instinctiv in der Nähe dieses Mannes die ihr drohende Gefahr, wie die Taube sich vor dem Geier flüchtet.

»Hat er schon früher solche Frechheiten sich Ihnen gegenüber herausgenommen?« fragte er.

»Nein, er war ja seit Jahren nicht mehr hier.«

»Ich hoffe, er wird sobald nicht zurückkehren; so lange ich hier bin, beschütze ich Sie, Röschen.«

»Und wenn Sie fort sind?« fragte das Mädchen, besorgt zu ihm aufschauend.

»Dann wird Ihr Vater es übernehmen. Mein sehnlichster Wunsch wäre es, Sie mein ganzes Leben hindurch beschützen zu können!«

Röschen schüttete lächelnd das Köpfchen, er hielt ihre Hand in der seinigen und sah ihr ernst in die Augen.

»So lange werden Sie gewiß nicht hier bleiben,« sagte sie.

Berthold schwieg, sie hatte seine Worte nicht verstanden, und es war ihm lieb so; hatte er doch selbst die Worte in der Uebereilung, und ohne etwas Besonderes dabei zu denken, gesprochen. Er nickte dem Mädchen lächelnd zu und ging in sein Zimmer, um den Brief Ladenburg's zu beantworten.

IV.

Werner Ladenburg war mit seiner Gattin in einem der ersten Gasthöfe der Residenz abgestiegen.

Es war seine Absicht, den Spätsommer und Herbst zu einer Reise in die Schweiz zu benützen und den Winter vielleicht in Italien zuzubringen, aber Meta hatte ihn gebeten, so lange in der Residenz zu weilen, bis die Antwort des Malers eingetroffen sei.

Sie klammerte sich fest an die Hoffnung, daß es dem jungen Manne gelingen müsse, die Versöhnung zwischen Vater und Tochter herbeizuführen, es schien ihr ganz unbegreiflich, daß ihr Vater auch dem vernünftigen Zureden des Malers seinen unbeugsamen Eigensinn entgegenstellen werde, zumal da nun schon eine Reihe von Jahren seit dem Tage des Bruches verstrichen war.

Sie meinte, der alte Mann müsse sich nach seinem Kinde sehnen, er müsse selbst nach so langer Trennung von seiner Tochter die endliche Aussöhnung wünschen.

Sie wußte, daß der alte, treue Philipp Alles aufbieten würde, um ihren Wunsch zu erfüllen; sie hatte die Treue und Aufrichtigkeit desselben oft genug erprobt und sie glaubte auch, daß er viel über ihren Vater vermöge.

So erwartete sie mit Spannung und Ungeduld die Antwort des Malers, bereit, sofort nach dem Eintreffen derselben nach Schloß Friedberg zurückzukehren.

Rascher, als die Beiden erwartet hatten, traf die Antwort ein.

Berthold schrieb, der alte Diener habe ihn in die Geheimnisse des Hauses Friedberg eingeweiht und auch den Versuch gemacht, den Grafen gegen seine Kinder milder zu stimmen, aber dieser Versuch sei an dem Starrsinn des alten Herrn gescheitert.

Er berichtete auch den Raubversuch und verschwieg dabei nicht, daß der Verdacht Philipps auf dem Grafen Willibald ruhe; er wollte das nicht mit Schweigen übergehen, nachdem er den scharfen Wortwechsel mit dem Grafen gehabt hatte.

»Das kann nicht sein!« rief Meta empört, als sie diese Stelle des Briefes gelesen hatte. »Leichtsinnig war Willibald, aber daß er so tief gesunken sein soll, kann ich nicht glauben!«

Werner Ladenburg hatte den Brief zuerst gelesen, er wanderte in dem eleganten Zimmer langsam auf und nieder.

»Ich kann gewiß nur wünschen, daß diese Voraussetzung sich bewahrheiten möge,« erwiderte er, »aber aufrichtig gestanden, glaube ich es nicht. Willibald war damals schon ein Verschwender, sein Vater entzog ihm die Mittel, gebessert wurde dadurch nichts, im Gegentheil, Willibald mußte sich nun auf anderen Wegen die Mittel zu verschaffen suchen, und daß er dabei nicht immer auf dem geraden Wege geblieben ist, läßt sich denken.«

»Werner, Du urtheilst doch zu scharf,« sagte die junge Frau in vorwurfsvollem Tone, »Willibald hielt viel auf seine Ehre, ich wiederhole es, es ist ganz unmöglich, daß er selbst sie unter die Füße getreten haben soll.«

»Aber Philipp würde es nicht behaupten, wenn es nicht die Wahrheit wäre, Willibald war stets sein Liebling. Herr Hasting schreibt ja, Philipp habe Deinen Bruder im Gespräch mit den beiden Strolchen gesehen und er selbst sei ihm kurz darauf in der Schenke begegnet. Das stimmt ja

auch ganz mit der Reise Willibald's überein, die er schon vor mehreren Wochen angetreten haben soll.«

»Wir kennen den Zweck dieser Reise nicht, Werner.«

»Freilich nicht; wir wissen nichts weiter, als daß er abgereist und noch nicht zurückgekehrt ist. Aber ich habe mich doch inzwischen über die Lebensweise Willibald's erkundigt und leider nichts Erfreuliches erfahren. Daß er verschuldet ist, wollte ich hingehen lassen, es liegt ja in der Natur der Sache, aber daß er leidenschaftlich spielt, das kann ich ihm nicht verzeihen.«

»Wie Viele thun das!« erwiderte Meta, während sie gedankenvoll den Brief Hastings in das Couvert zurückschob, »es sind noble Passionen –«

»Passionen, die mit dem Bettelstabe oder dem Gefängnisse enden,« fiel Ladenburg ihr ernst in's Wort. »Woher nimmt Willibald das Geld, welches er im Hazardspiele vergeudet?«

»Kann er nicht auch im Spiele gewinnen?«

»Dann und wann gewiß, aber mit solchem Gewinn ist es eine eigene Sache. Was heut gewonnen wird, geht morgen wieder verloren, ein Hazardspieler wird niemals ein reicher Mann. Und Willibald würde auch dann, wenn er täglich ein Spiel gewänne, kein reicher Mann werden, seine übrigen noblen Passionen verschlingen große Summen. Einen Theil der Schuld trägt Dein Vater, Meta; er hat sich um die Erziehung seines Sohnes nicht gekümmert und später ihm die Existenzmittel vorenthalten, die Willibald zu fordern berechtigt war.«

Ladenburg blieb bei den letzten Worten stehen und blickte erwartungsvoll auf die Thüre, die nach kurzem Anpochen hastig geöffnet wurde.

»Willibald!« rief die junge Frau, von ihrem Sitz aus springend, und im nächsten Augenblick lag sie an der Brust des Bruders.

»Ich bin gestern Abends sehr spät zurückgekehrt,« sagte der Graf, nachdem er seinem Schwager die Hand gedrückt hatte, »in meiner Wohnung fand ich Eure Karten, es war eine sehr angenehme Ueberraschung.«

Ladenburg zog die Glocke und beauftragte den Kellner, eine Flasche Wein zu bringen; inzwischen berichtete Meta dem Bruder mit wenigen Worten ihre Erlebnisse in Amerika, über die er größtentheils schon durch Briefe unterrichtet war.

»Und nun bist Du wirklich in der Hoffnung heimgekehrt, daß es Dir gelingen werde, den Vater zu versöhnen?« fragte Willibald in spottendem Tone. »Du wirst Dich in dieser Hoffnung getäuscht sehen, Meta; der alte Mann ist entweder kindisch oder wahnsinnig geworden. Er läßt Niemanden vor, und ich glaube, der alte Philipp bestärkt ihn in seinen verrückten Ideen, um selbst im Trüben zu fischen.«

Der Ton, den Willibald anschlug, berührte Meta unangenehm, sie hing noch immer mit kindlicher Liebe an dem Vater, sie hatte ihm ja längst vergeben und vergessen, daß er ihr niemals ein liebevoller, für ihr Glück besorgter Vater gewesen war.

»Man hat mir gesagt, er sei ein Menschenfeind geworden,« erwiderte sie, den Bruder ernst und voll anschauend; »daß er es geworden ist, dazu haben auch wir das Unsrige beigetragen.«

Willibald lachte und trank hastig sein Glas aus, es war ein verletzendes Lachen, für welches ihn aus den Augen Meta's ein vorwurfsvoller Blick traf.

»Dein Vorwurf enthält keine Schmeichelei für Deinen Gatten,« sagte er, »denn er berechtigt zu der Vermuthung, daß Du in Deiner Ehe nicht das erwartete Glück gefunden habest.«

»Willibald!« sagte die junge Frau entrüstet. »Wie kannst Du nur einen solchen Gedanken aussprechen?«

»Liegt er nicht nahe?«

»Durchaus nicht,« erwiderte Ladenburg in ernstem Tone, »Meta hat vollkommen Recht. Wir wollen einmal ohne Rückhalt, ganz offenherzig darüber reden. Du hast Deinem Vater mit Interdiction gedroht, ihm einen Advocaten geschickt und ihn auffordern lassen, Dir Dein Vermögen zu übergeben. Mußte das nicht den alten Mann empören? Mußte es nicht den Bruch herbeiführen? Du hättest das nicht thun sollen, es war nicht Deine Sache, über die Handlungen Deines Vaters zu richten, und wenn Du ihn der Verschwendung beschuldigst, so war das eine ungerechte Anklage, denn die Kunstschatze, die der alte Herr gesammelt hat, haben heute, wenn sie auch ein todttes Capital sind, einen weit höheren Werth. Größeres

Recht hat Dein Vater, Dich der Verschwendung anzuklagen, – nimm mir nicht übel, daß ich Dir das sage, es ist die Wahrheit.«

Graf Willibald blickte seine Schwester an, wie wenn er sie fragen wollte, ob er sich das von ihrem Gatten gefallen lassen müsse; dann traf ein Blick voll Zorn und Entrüstung den Schwager, der die leeren Gläser wieder füllte.

»Vom sicheren Port läßt sich gemächlich rathen,« sagte er mit schneidendem Hohn. »Ich möchte wissen, ob Du an meiner Stelle geschwiegen haben würdest, wenn Dein Vermögen – aber Du bist ja ein reicher Mann und kannst deshalb nicht darüber urtheilen.«

»Du hättest es auch werden können.«

»Wodurch?«

»Durch Arbeit!«

Wieder lachte Willibald, und wieder war es das höhnische, verletzende Lachen.

»Durch Arbeit!« wiederholte er. »Ein Graf Friedberg als Handlanger – das wäre in der That interessant.«

Werner Ladenburg hatte die Brauen zusammengezogen, ein Zug der Verachtung umzuckte seine Lippen.

»Ich war Officier,« sagte er mit gemessenem Ernst, »und wenn ich auch einiges Vermögen besaß, so reichte es doch nicht aus, um eine Familie den Anforderungen gemäß, die man an meinen Stand stellt, zu ernähren. Man hat damals gesagt, ich sei ein sehr reicher Mann, ich war es auch, aber unglückliche Ereignisse, die ich jetzt nicht näher erörtern mag, raubten mir den größten

Theil meines Vermögens. Ich habe mich nicht lange bedacht, ich nahm meinen Abschied und suchte jenseits des Oceans das Verlorene wieder zu gewinnen. Arbeit schändet Niemand, und es ist ein lächerliches Vorurtheil des Adels, daß die Arbeit sich mit seiner Ehre nicht vereine.«

»Das mag Jeder halten, wie er will,« erwiderte Wilibald, »ich habe meine besondere Ansicht darüber. Ein Graf Friedberg kann nicht der Knecht Anderer sein! Und was mein Vater von seinen Vätern ererbt hat, das muß er seinen Kindern hinterlassen, Pflicht und Ehre gebieten es ihm, und ich bin berechtigt, das Erbe zu fordern. Wir hätten beide nicht dulden dürfen, daß er die Güter verkaufte, und wenn auch seine Kunstschätze zehnmal mehr werth sind, als das, was sie gekostet haben, so kann dadurch doch nicht das Verlorene wieder gebracht werden. Haus Friedberg war einst eine große, schöne Besizung, jetzt ist es ein halb verfallenes Schloß, und auf den Grafen von Friedberg ruht die Schmach, daß sie ihren Ahnensitz haben zerfallen lassen. Um dieß zu verhüten, trat ich so energisch dem Vater entgegen, und ich bereue noch heute, daß ich damals die Sache ruhen ließ und nicht den Proceß einleitete. Ich würde ihn gewonnen haben.«

»Und gesetzt, dieß wäre wirklich geschehen, was weiter?« fragte Ladenburg gemessen. »Der Ahnensitz der Grafen von Friedberg wäre im Hazardspiel verloren gegangen, und diese Schmach wäre noch größer gewesen.«

Ein flammender Blick traf aus den Augen Willibald's den Gatten Meta's, ein Blick, der diesen deutlich erkennen lassen mußte, daß seine Worte in der Seele des Schwagers den Haß geweckt hatten.

»Du scheinst Dich sehr genau nach mir erkundigt zu haben,« spottete der Graf.

»Das war nicht nöthig; was ich zu wissen wünschte, erfuhr ich, ohne darnach fragen zu müssen. Ich habe die Ueberzeugung gewonnen, daß es so nicht weiter gehen kann. Willibald, Du wanderst auf einem gefährlichen Wege und mußt ihn verlassen. Ich will Dir unter die Arme greifen, Deine Schulden tilgen und Dir jährlich eine bestimmte Summe zahlen, wenn Du auf Ehrenwort Dich verpflichtest, nicht mehr zu spielen.«

»Das heißt mit dürren Worten: wenn ich mich unter Deine Vormundschaft begeben!« sagte Willibald höhnisch. »Wir wollen das lieber nicht anfangen, Werner, ich bin zu alt geworden, um mir von Anderen befehlen zu lassen.«

»Willibald, sei vernünftig,« bat Meta mit ernster Besorgniß. »Nimm das Anerbieten Werner's an, die Bedingung, die er an dasselbe knüpft, dient ja nur zu Deinem Besten. Du mußt ja selbst wünschen, von Deiner Schuldenlast befreit zu werden –«

»Pah, meine Gläubiger müssen warten, bis ich mein väterliches Erbtheil erhalte.«

»Und wenn der Vater Dich enterbt?«

Willibald sah seine Schwester betroffen an, er schien diesen Einwurf nicht erwartet zu haben.

»Wenn das geschieht, dann werde ich den Erbschleicher ohne Bedenken niederschießen!« sagte er. »Gegenwärtig weilt ein Maler im Schlosse, ein arroganter Bursche, der mit dem alten Philipp auf sehr vertrautem Fuße zu stehen scheint. Ich glaube, daß er ein Schwindler ist, der uns um unser Erbe betrügen will –«

»So warst Du dort?« fragte Meta rasch.

Der Graf schlug verwirrt die Augen nieder.

»Ich war in der Gegend,« fuhr er fort, »bei dieser Gelegenheit besuchte ich auch den Lindenwirth. Er ist ein sehr gesprächiger Mann, von ihm erfuhr ich, was ich wissen wollte.«

Meta hatte mit ihrem Gatten einen bedeutungsvollen Blick gewechselt.

»Wann war das?« fragte Ladenburg.

»Vorgestern.«

»An demselben Tage wurde im Schlosse ein Raubversuch gemacht. Zwei Fremde wünschten die Sammlung zu besichtigen, sie überfielen den alten Diener und hatten ihn bereits gefesselt, als der Maler ihm zu Hilfe eilte und die Verbrecher zwang, die Flucht zu ergreifen. Hat Dir der Wirth das nicht auch mitgetheilt?«

Das Gesicht Willibalds war todesbleich geworden, aber er verlor die Geistesgegenwart nicht.

»Nein,« sagte er barsch.

»Dann finde ich es seltsam, daß der alte Diener behauptet, er habe Dich bald darauf mit jenen beiden Verbrechern im Gehölz gesehen.«

Der Graf erhob sich, die Adern auf seiner Stirn waren drohend angeschwollen.

»Es kann mir jetzt nicht mehr zweifelhaft sein, daß ich beleidigt werden soll,« sagte er, »ich durfte das um so weniger erwarten, als ich in schweren Tagen Euer treuester Freund gewesen bin. Aber *tempora mutantur et nos mutamur in illis!* Ich glaube, es ist besser, wenn wir einander nicht mehr begegnen; die Geduld, die ich heute bewiesen habe, könnte mich verlassen und ich möchte nicht gern die Waffe auf den Gatten meiner Schwester richten. Wenn es Dir Vergnügen macht, mich von Deinen Spionen überwachen zu lassen, so kann ich Dich daran nicht hindern; daß es eines Ehrenmannes nicht würdig ist, wirst Du selbst wissen.«

Er wollte hinausgehen, aber Meta stand schon zwischen ihm und der Thür.

»So darfst Du nicht scheiden, Willibald,« sagte sie erregt. »Du bist in gereizter Stimmung, daher kommen die Mißverständnisse. Wir meinen es gut mit Dir, bei ruhigem Nachdenken wirst Du das gewiß einsehen. Was wir über Deine Lebensweise und die jüngsten Ereignisse im Schlosse wissen, haben wir nicht durch Spione erfahren, es ist uns ohne unser Zuthun mitgetheilt worden, und wenn wir Dir gegenüber darüber nicht schweigen, so mußt Du das ja auch begreiflich finden.«

»Natürlich!« spottete der Graf. »Es ist ja nicht schwer, zu begreifen, daß man mich unter Vormundschaft stellen will.«

»Davon ist ja keine Rede!«

»Soll ich mich nicht in Bedingungen fügen die –«

»Die zu Deinem Besten dienen, Willibald.«

»Pah, das zu beurtheilen, kann man mir selbst überlassen, ich bin alt genug geworden.«

»Du hast das noch nicht bewiesen,« sagte Ladenburg mit erzwungener Ruhe, »und wir verlangen ja auch nichts weiter, als daß Du eine Leidenschaft bezwingen sollst, die Dich in's Verderben stürzen muß. Ich könnte Dir das Ziel zeigen, zu welchem der Weg führt, auf dem Du wandelst, aber ich denke, Du wirst selbst es sehen, wenn Du nur mit scharfem Blick in die Zukunft schauen willst Sei vernünftig, Willibald, überlege Dir meinen Vorschlag, Du kannst mir ja in einigen Tagen Antwort geben.«

»Von uns kannst Du ja, ohne Deiner Ehre und Selbstachtung zu nahe zu treten, den Jahrgelt, annehmen,« fügte Meta hinzu, bestürzt über die verzehrende Gluth, die in den Augen des Bruders loderte, »es wäre leichtsinnig, wenn Du unser Anerbieten zurückweisen wolltest.«

»Zumal Deine Schuldenlast so groß ist, daß sie Dich drücken muß,« sagte Ladenburg, ohne die feindseligen Blicke seines Schwagers zu beachten. »Es ist der einzige Weg, auf dem Du Dich Deiner Verpflichtungen entledigen kannst.«

»Ich kenne noch einen anderen Weg,« erwiderte Willibald, und die bebende Stimme verrieth die gewaltige innere Erregung, »ich habe noch nicht nöthig, Almosen anzunehmen.«

Er verließ nach diesen, im trotzigen Tone gesprochenen Worten das Zimmer, und als er draußen vor dem Gasthofs war, erhob er das Haupt so stolz, als ob er über unerschöpfliche Schätze verfügen könne.

Er hatte einen anderen Empfang nach so langer Trennung erwartet. Er wußte, daß sein Schwager ein reicher Mann war, und es hatte in seiner Absicht gelegen, ihn um ein Darlehen anzusprechen.

Seine Schuldenlast war in der That drückend, einige Gläubiger drohten, ihn öffentlich zu compromittiren; er mußte um jeden Preis ihre Forderungen tilgen, und sein Schwager war der Einzige, von dem er ein Darlehen fordern durfte.

Aber sollte er solche, ihn demüthigende Bedingungen sich auferlegen lassen? Es war empörend, daß man ihm dieß zumuthete!

Er wußte ja selbst, daß das Hazardspiel manches schwere Opfer von ihm gefordert hatte und daß es vernünftiger war, mit Aufbietung aller Kräfte diese verderbliche Leidenschaft zu bezwingen, aber sollte er sich das von Anderen vorschreiben lassen? Er war sein eigener Herr, er wollte es bleiben, Niemand sollte ihn zwingen, seinen Willen dem Willen Anderer unterzuordnen.

Das war sein fester Entschluß, den selbst der Gedanke an die Drohungen seiner Gläubiger nicht erschüttern konnte.

Mit diesem Entschlusse kehrte er in seine Wohnung zurück, die er erst vor einer Stunde mit so großen Hoffnungen verlassen hatte.

Graf Willibald von Friedberg bewohnte in einem hübschen Privathause das ganze erste Stockwerk, dessen Räume mit verschwenderischer Pracht möblirt waren.

Ein kleiner, hagerer Herr erwartete ihn in einem dieser eleganten Zimmer; in einem Sessel nachlässig zurückgelehnt, rauchte dieser Herr mit sichtbarem Behagen eine Cigarre.

Willibald zog beim Anblick dieses Mannes, der sich nicht einmal erhob, um ihn zu begrüßen, die Brauen zusammen.

»Ich sah Sie vorhin an meiner Wohnung vorbeigehen,« sagte der Fremde mit einem stechenden Blick auf den jungen Mann, »ich hatte leider nicht die Ehre, Ihren Besuch zu empfangen.«

»Eilen Sie damit so sehr, Doctor?« fragte der Graf spöttisch. »Ich bin gestern Abend erst von der Reise zurückgekehrt, und mein erster Besuch galt meiner Schwester.«

»Der Empfang entsprach wohl nicht Ihren Hoffnungen?« erwiderte der Doctor.

»Wie verstehen Sie das?«

»Nun, Sie haben jedenfalls erwartet, Madame Ladenburg werde ihre Casse Ihnen zur Verfügung stellen.«

»Das ist auch geschehen.«

»Ah, dann werde ich ja auch meine Vorschüsse zurück-erhalten!« sagte der Doctor, über dessen Gesicht ein Zug der Befriedigung glitt. »Wann darf ich Ihnen die Schuldscheine vorlegen?«

Willibald stand vor dem kleinen Manne, er preßte die Lippen fest auf einander und die Gluthen des Zorns loderten jäh in seinen Augen auf.

»Sie werden wohl noch warten können,« antwortete er, »wenn Sie einmal Ihr Geld zurückerhalten, dann erhalten Sie das Zehnfache der Summe, die ich von Ihnen empfang. Einstweilen ist es nichts damit, mein Schwager hat mir Bedingungen vorgeschrieben, die ich nicht eingehen kann, wenn ich mich nicht erniedrigen will!«

Der Doctor sah höhnisch zu ihm an und blies ihm eine Rauchwolke in's Gesicht.

»Wie lauten diese Bedingungen?« fragte er.

»Das kann Sie wenig kümmern, Ihnen muß es genügen, wenn ich erkläre, daß dieselben mit meiner Ehre unvereinbar sind.«

»Sie haben also das Anerbieten Ihrer Schwester zurückgewiesen?«

»Ja.«

»Und was gedenken Sie nun zu thun?«

»Das weiß ich selbst noch nicht.«

»Vortrefflich!« spottete der Doctor. »Sie sind in Ihrem bodenlosen Leichtsinn consequent, das ist auch eine Tugend. Sie wissen, daß Sie ruinirt sind, daß morgen, heute schon Ihr Name an den Pranger geschrieben werden kann, trotz alledem –«

»Werde ich mir meine Selbstständigkeit und die Freiheit meines Willens bewahren,« fiel der Graf ihm in's Wort. »Und daß ich dieß thun will, darüber haben Sie am wenigsten mir einen Vorwurf zu machen, denn, was ich

auch thun mag, ich bleibe stets der Graf Friedberg. Wer aber sind Sie? Ein Mann, der vor Jahren schon als Winkelconsulent anrühlich war, der später Wuchergeschäfte betrieb und heute ebenso verhaßt als verachtet ist. Man braucht ja nur die Kinder auf der Straße zu fragen, wer der Doctor Schwabe –«

»Erlauben Sie, Herr Graf, dieser Doctor Schwabe schuldet keinem Menschen einen Heller, und wenn es auch Leute gibt, die ihn hassen, weil sie sein Geld nöthig haben, so will das nichts bedeuten. Ich könnte sehr rasch ein angesehenener und hochgeachteter Mann sein, wenn ich nur aus dem Dunkel, in das ich mich zurückgezogen habe, heraustreten wollte. Ich hätte nur nöthig, eine elegante Wohnung zu beziehen, Dienerschaft und Equipage zu halten, und jährlich einige Feste zu geben; man würde dann nicht mehr fragen, wer ich früher gewesen sei, und alle Thüren ständen mir offen. Heutzutage kommt es nur darauf an, einen glänzenden Firniß zu zeigen, ob es unter diesem Firniß wurmstichig ist, darnach fragt Niemand. Aber kommen wir auf unser erstes Thema zurück, – Sie versprachen vor Ihrer Abreise, einen Theil Ihrer Schulden sofort nach der Rückkehr tilgen zu wollen; werden Sie dieses Versprechen einlösen?«

»Ich kann es nicht,« sagte Willibald ungeduldig. »Mit dieser Entschuldigung werden Ihre Gläubiger sich nicht abspeisen lassen. Sie haben Ehrensulden, deren Zahlung Sie nicht hinausschieben können –«

»Ich weiß es,« rief der Graf ärgerlich, »gerade diese Schulden machen mir die meisten Sorgen. Aber kann ich

das Geld aus dem Aermel schütteln? Sie haben mir oft einen guten Rath gegeben, Doctor, rathen Sie mir noch einmal. Mein väterliches Erbtheil, welches früher oder später flüssig werden muß, beträgt mehr als das Dreifache meiner Schulden und ich gebe Ihnen die Versicherung, daß keiner meiner Gläubiger betrogen werden soll.«

Er hatte, während er das sagte, eine Flasche Kapwein und zwei Gläser aus einem Schranke geholt, und der leuchtende Blick des Doctors ließ erkennen, daß der Wucherer kein Feind des Traubensaftes war.

Mit zitternder Hand füllte Willibald die Gläser, der Doctor rückte mit seinem Sessel an den Tisch heran und nahm ein Glas, ohne eine Einladung abzuwarten.

»Das lautet ganz hübsch,« sagte er in spöttischem Tone, »aber wer kann wissen, wie lange Graf Leonard noch leben wird? Wer kann ferner wissen, ob er nicht schon jetzt ein Testament gemacht hat, in welchem er seine gesammten Kunstschatze einem Museum vermacht? Er kann das, gesetzlich wäre dagegen nichts zu machen, Sie müßten sich mit einem geringen Pflichttheil begnügen. Sie hätten damals mir Vollmacht geben sollen, ich würde den Proceß eingeleitet und durchgefochten haben, und war es uns gelungen, Graf Leonard unter Vormundschaft zu stellen, dann hätten wir gewonnen. Daß es mit dem gütlichen Vergleiche nichts gab, wußte ich voraus, aber Sie waren damals eigensinnig.«

Der junge Mann schüttelte mit finsterer Miene das Haupt.

»Der Proceß würde zu großes Aufsehen erregt haben,« erwiderte er, »es wäre ein schmutziger Proceß geworden, das wollte ich nicht.«

»Dann bleibt ihnen nichts Anderes übrig, als zu warten, bis Graf Leonard die Augen schließt.«

»Aber ich muß Geld haben!«

»Treten Sie noch einmal mit Ihrem Schwager in Unterhandlung.«

»Nein, nein, ich will nicht abhängig sein von ihm. Schaffen Sie mir das Geld, Doctor! Ich will Ihnen lieber Zinsen zahlen, als mir von meinem aufgeblasenen Schwager Demüthigungen sagen lassen.«

Der Doctor zuckte die Achseln und zündete eine neue Cigarre an; mit fieberhafter Ungeduld ruhte der Blick Willibalds auf ihm.

»Schaffen Sie das Geld!« sagte er ironisch. »Wie leicht ist das gesagt! Ich kann mein Geld besser verwenden; wenn ich es zu Actienspeculationen benutze, verdiene ich das Zehnfache. Und eben deshalb wäre es mir lieber, wenn Sie meine Forderungen tilgen wollten.«

»Welche Sicherheit verlangen Sie?« fragte der Graf erregt. »Sie wissen ja, daß ich die Ehrensulden tilgen muß, daß mir das Messer an der Kehle sitzt. Ich muß Geld haben und wenn ich ein Verbrechen begehen sollte!«

Doctor Schwabe hatte sein Portefeuille aus der Tasche gezogen, es lag offen vor ihm.

»Baron von Rosenberg hat tausend Thaler von Ihnen zu fordern,« sagte er, »Herr von Sternfels achthundert

Thaler und der Graf von Wittgenstein sechshundert. Das sind Spielschulden, die in der Regel binnen vierundzwanzig Stunden getilgt werden. Sie mußten vor Ihrer Abreise diese Gelder zahlen –«

»Zum Kukuk, ich konnte es ja nicht!«

»Sie konnten es nicht, sehr wahr! Sie sind abgereist, in der Hoffnung, draußen einen guten Freund zu entdecken, der ihnen unter die Arme griff; diese Hoffnung hat sich nicht erfüllt, nun müssen Sie unter allen Umständen die Schulden tilgen, wenn Sie sich nicht der Gefahr aussetzen wollen, öffentlich daran erinnert zu werden. Sie schulden außerdem dem Juwelier bedeutende Summen für die kostbaren Geschenke, die Sie der schönen Ballettänzerin gemacht haben, und diese Herren wollen nicht länger warten.«

»Sie scheinen sich für meine Verhältnisse außerordentlich interessirt zu haben,« sagte Willibald, dem die Gluth in die Wangen gestiegen war.

»Mein eigenes Interesse forderte das,« fuhr der Doctor ruhig fort, »Sie werden nun nicht bestreiten können, daß ich Ihr Schuldenregister gründlich kenne. Sie müssen Geld haben, und Sie sagten soeben, Sie würden ein Verbrechen begehen, um es zu erhalten. Das wäre nun am Ende nicht nöthig.«

»So wollen Sie mir die Summe geben?« fragte der Graf.

»Unter gewissen Bedingungen – ja.«

»Nennen Sie Ihre Bedingungen.«

»Vor Allem muß ich wissen, welche Summe Sie nöthig haben.«

»Um mich aus allen Verlegenheiten herauszuziehen?«

»Könnte Ihnen meine Hilfe nützen, wenn –«

»Sie haben Recht,« sagte Willibald während er die Gläser wieder füllte. »Halbe Hilfe ist gar keine Hilfe. Sie kennen ja mein Schuldenregister, also werden Sie auch wissen, wie viel ich bedarf.«

»Sagen wir: zehntausend Thaler!«

»Damit würde ich auskommen,« erwiderte der junge Mann. »Nun aber die Bedingungen!«

»Sie schulden mir bereits sechstausend Thaler –«

»Für die Sie Schuldscheine besitzen!«

**

»Sehr richtig, Herr Graf, aber nehmen Sie mir es nicht übel, wenn ich Ihnen sage, daß es Schuldscheine gibt, die nicht das Papier werth sind, auf das sie geschrieben sind. Ich will Ihnen persönlich damit nicht zu nahe treten, aber ich erinnere Sie doch daran, was ich Ihnen vorhin von dem Testament des Grafen Leonard gesagt habe. Die Möglichkeit, daß Sie enterbt werden, ist nicht nur vorhanden, sie liegt sogar nahe, dennoch will ich das Risiko übernehmen. Sie übertragen mir alle Rechte auf Ihr dereinstiges Erbe und erhalten dafür außer den bereits empfangenen Summen zehntausend Thaler.«

Willibald hatte sich erhoben, gewaltsam mußte er sich bezwingen, um den Sturm, der in seinem Innern tobte, nicht zum Ausbruch kommen zu lassen.

»Wissen Sie, wie hoch ich mein dereinstiges Erbe schätze?« fragte er in scharfem, schneidendem Tone.

»Darauf kommt es hier nicht an,« antwortete der Doctor achselzuckend.

»O, gewiß! Die Besetzung meines Großvaters, des Grafen Friedrich von Friedberg, repräsentirte damals beim Tode des Besitzers einen Werth von achtmalunderttausend Thalern. Ich will zugeben, daß mein Vater in der ersten Hälfte seines Lebens etwas leichtsinnig gewirthschaftet hat, will auch nicht bestreiten, daß er bei dem Verkaufe der Pachtgüter und der Forsten übervortheilt wurde; aber man hat mir gesagt, und ich glaube es, seine Kunstsammlung sei heute das Doppelte werth; so gleicht am Ende Eines das Andere aus. Also würde mein Erbtheil etwa viermalhunderttausend Thaler betragen, und Sie verlangen, daß ich Ihnen das Ganze für sechszehntausend Thaler verkaufen soll? Das ist etwas zu stark, Doctor, man muß immer dafür sorgen, daß die Kirche im Dorfe bleibt.«

Doctor Schwabe blätterte in seinem Notizbuche und lächelte spöttisch.

»Und wenn Graf Leonard seine Kunstsammlung einem Museum vermacht?« fragte er. »Was bleibt dann? Nur das Schloß, auf dem ebenfalls eine bedeutende Schuldenlast ruht. Nehmen wir an, das Testament müsse auf dem Wege des Processes angegriffen werden, was würde dabei herauskommen? Wenn wir die Kosten abrechnen, kaum so viel, daß meine Forderung gedeckt wird. Dann bin ich schließlich der Betrogene, Sie aber haben das Geld –«

»Und bin schließlich dennoch ein Bettler!« warf der Graf erbittert ein.

»Ist das meine Schuld?«

»Theilweise – ja!«

»Durchaus nicht. Ich habe Sie nicht zum Hazardspiel verführt –«

»Aber Sie haben meine Verlegenheiten benützt, um sich selbst zu bereichern. Wenn Sie mir fünfhundert Thaler in baarem Gelde vorstreckten, mußte ich einen Schuldschein unterschreiben, der auf den Betrag von zwölfhundert Thalern lautete.«

»Weshalb thaten Sie es?« spottete der Doctor. »Ich habe Sie nicht dazu gezwungen.«

»Sie wußten sehr genau, daß ich es thun mußte, weil die Verhältnisse mich dazu zwangen.«

»Und wenn Sie Zins und Zinseszins rechnen –«

»Wir wollen das nicht weiter erörtern,« sagte Willibald mit einer ablehnenden Bewegung. »Daß ich die Bedingungen, die Sie mir stellen, nicht eingehen kann, werden Sie begreifen, also sagen Sie mir, unter welchen anderen Bedingungen Sie mir die zehntausend Thaler geben wollen.«

»Sie denken nur an den Gewinn, den ich haben könnte, nicht aber an den Verlust, der weit mehr in der Möglichkeit liegt,« erwiderte der Doctor kopfschüttelnd. »Wenn ich die ganze Summe verliere, so gibt mir Niemand einen Pfennig für meine Forderung, und Sie werden voraussichtlich niemals in die Lage kommen, Ihre Schulden bezahlen zu können. Es gäbe allerdings ein Mittel, aber Sie werden es nicht benützen wollen, und selbst

wenn Sie es wollten, wäre der Erfolg noch immer fraglich.«

»Und dieses Mittel?«

»Wäre eine reiche Heirat!«

»Doctor, Sie sind ein Schlaukopf. Aber Sie werden wissen, daß zur Heirat zwei Personen gehören –«

»Was das anbelangt, so gebe ich Ihnen mein Wort darauf, daß eine einfache Zeitungsannonce genügen würde,« entgegnete der Doctor, während er die Asche von seiner Cigarre stieß. »Wir haben da manchen Millionär, der seine Tochter gerne zur Gräfin erhoben sehen möchte.«

»Also eine Mesalliance?«

»Pah, hat Ihre Frau Schwester nicht auch einen Bürgerlichen geheiratet? Und bleiben Sie nicht, was Sie sind, wenn Sie eine Dame aus bürgerlichem Stande heiraten? Ich würde mich wahrhaftig nicht bedenken! Haben wir nicht Beispiele genug, daß Fürsten und Prinzen, ja sogar regierende Häupter Sängerinnen und Ballettänzerinnen geheiratet haben? So tief brauchen Sie nicht hinunterzusteigen, Herr Graf.«

»Sie schildern mir das recht verlockend,« erwiderte Willibald gedankenvoll, »aber das angepriesene Mittel findet dennoch meinen Beifall nicht, es würde mich zum Sklaven eines Weibes machen, und ich sagte Ihnen schon, daß ich mein eigener Herr bleiben wolle.«

»Wenn Sie nicht anders wollen, dann müssen Sie sich selbst einen Weg suchen, sich aus der Klemme zu befreien,« sagte der Wucherer ärgerlich, »ich ersuche Sie alsdann aber um Zahlung meiner Forderung. Nichts wäre einfacher, als daß Sie mir Ihr Erbe abträten –«

»Ich würde es unter anderen Bedingungen thun.«

»Ich will Ihren Vorschlag hören.«

»Sie verpflichten sich, mir den Ueberschuß herauszuzahlen, sobald das väterliche Erbe mir zufällt.«

»Dann hätte ich also gar keinen Gewinn!«

»Ich sichere Ihnen zehn Procent Zinsen zu.«

»Und wenn Sie enterbt werden?«

»Diese Besorgniß ist ganz unbegründet!«

»Verzeihen Sie, der erste Fall wäre es nicht, und Graf Leonard ist ein Sonderling. Er könnte einen Ruhm darin suchen, seine Kunstschatze einem Museum zu hinterlassen, mit der Bedingung, daß dieselben in besonderen Sälen aufgestellt werden und die ganze Sammlung den Namen des Gebers erhält, – wir haben solcher Narren schon viele gehabt. Ein solches Testament anzugreifen, wäre eine schwierige Sache, ich könnte durch den Proceß nur noch mehr verlieren. Ich meine, einem Kinde müsse einleuchten, daß der Vorschlag, den ich Ihnen gemacht habe, für mich nichts weniger als vortheilhaft ist.«

»Wären Sie Ihrer Sache nicht sicher, so würden Sie ihn mir nicht gemacht haben.«

»Ich spiele dabei *Va banque!*«

»Sie haben mir wiederholt gesagt, das Hazardspiel sei Ihnen verhaßt.«

»Hm, dieß ist allerdings auch ein Hazardspiel, aber in anderer Form,« erwiderte der Doctor so gleichgiltig, als ob es sich um ein sehr geringfügiges Geschäft handle. »Aber wenn Sie diesen Vorschlag nicht annehmen wollen, so mache ich Ihnen einen anderen. Ich zahle Ihnen die zehntausend Thaler, und Sie geben mir Wechsel im Betrage von dreißigtausend Thalern.«

»Wechsel? Auf wen?«

»Ueberlassen Sie es mir, diese Wechsel auszufüllen. Geben Sie mir Feder und Tinte, dann kann das Geschäft sofort abgeschlossen werden.«

Willibald blieb eine Weile in Nachdenken versunken, er kannte den Charakter dieses Mannes zu genau, um nicht eine Falle fürchten zu müssen. Aber auf der anderen Seite war die Furcht vor den Drohungen seiner Gläubiger noch größer. Wenn er die Ehrenschulden nicht noch im Laufe dieses Tages tilgte, so mußte er erwarten, daß sein Name an den Pranger gestellt wurde, und dann blieb ihm nichts übrig, als die Residenz zu verlassen. Es war vorauszusehen, daß sein Vater von dieser Schande unterrichtet würde, und es unterlag keinem Zweifel, daß in diesem Falle der alte Herr, der über die Ehre seines Namens so ängstlich wachte, seinen Sohn enterbte. Dann war natürlich Alles verloren, und unter solchen Umständen konnte er nichts Besseres thun, ja es blieb ihm nichts weiter übrig, als daß er auf den Vorschlag des Wucherers einging und ihm das Opfer brachte.

Er war darüber bald mit sich in's Reine gekommen, und der Doctor Schwabe hatte binnen wenig Minuten die Wechselformulare ausgefüllt

Sie lauteten auf den Betrag von dreißigtausend Thaler und waren ausgestellt auf ein altes berühmtes Bankhaus, und als der Wucherer diese Wechsel dem Grafen zur Unterschrift vorlegte, mußte der Letztere laut auflachen.

»Was nützen Ihnen diese Wische?« rief er. »Sie sind ja völlig werthlos!«

»Wenn Sie das glauben, werden Sie gewiß kein Bedenken tragen, sie zu unterschreiben,« erwiderte der Wucherer kühl.

»Mit Vergnügen, aber wenn Sie dieselben dem Bankhause präsentiren, wird man Sie auslachen.«

»Das ist meine Sache.«

Willibald schüttelte, noch immer lachend, den Kopf und ergriff die Feder.

»Ich beauftrage durch diese Unterschrift einen Bankier, der mir nichts schuldet, meine Schulden zu bezahlen,« sagte er; »es ist in der That lächerlich, aber wenn Ihnen diese Sicherheit genügt, so trage ich kein Bedenken, sie Ihnen zu geben.«

Der Wucherer lächelte spöttisch; er wußte ja eben so gut, daß die Wechsel in dieser Form werthlos waren, aber auf der anderen Seite wußte er auch, wodurch er ihnen, wenn auch nur scheinbar, Werth verleihen konnte, und der junge Herr würde schwerlich sie unterzeichnet haben, wenn er in den Plan seines Gläubigers eingeweiht gewesen wäre.

Zweimal mußte der Graf die Wechsel unterzeichnen, zuerst auf der Vorderseite, dann auf der Rückseite; nachdem dieß geschehen war, holte der Wucherer ein Packetchen Banknoten aus seinem Portefeuille, die er dem jungen Herrn überreichte.

»Wie lange wird es dauern, bis Sie wieder auf dem Trockenen sind?« fragte er ironisch. »Hüten Sie sich vor dem Spiel, Sie sind einmal ein Unglücksvogel und man kann an einem einzigen Abend ein großes Vermögen verlieren.«

»Kümmern Sie sich nicht um mich,« sagte der Graf barsch, »ich lasse mir keine Vorschriften machen, das müßten Sie doch längst wissen.«

Doctor Schwabe lachte hämisch und ging hinaus; er war überzeugt, daß er ein vortreffliches Geschäft gemacht hatte.

Geübt in der Nachahmung anderer Handschriften war es für ihn eine Kleinigkeit, die Wechsel mit dem falschen Accept des Bankhauses zu versehen, und wer konnte beweisen, daß Graf Willibald nicht diese Fälschung begangen hatte? Werner Ladenburg, der reiche Schwager des Grafen, zahlte die Summe gewiß, wenn der Wucherer ihm erklärte, er sei mit diesen falschen Wechseln, die er für echt gehalten, betrogen worden und sehe sich nun gezwungen, einen Proceß gegen den Grafen anzustrengen, oder die Sache dem Staatsanwalt zu übergeben.

Da Graf Willibald mit seinem Schwager auf gespanntem Fuße stand, durfte der Wucherer mit einiger Sicherheit erwarten, daß der Erstere nichts von dem schändlichen Handel erfuhr.

V.

Der Sommer war verstrichen, und es vergingen jetzt oft Wochen, ehe ein Fremder Haus Friedberg besuchte, um die Kunstsammlung zu besichtigen.

Der alte Philipp hatte mitunter Stunden, in denen er sehr verstimmt war, er sah dem Winter mit bangen Sorgen entgegen. Und das mit vollem Rechte. Graf Leonard wurde mit jedem Tage älter und hinfälliger, kräftige Nahrung und ein Glas Wein that Noth, und in Küche und Keller waren alle Schränke leer.

Betteln mochte der alte Mann nicht, sein Stolz und sein Ehrgefühl duldeten das nicht; selbst dem Maler konnte er seine Sorgen nicht anvertrauen, trotzdem er mit ihm auf sehr freundschaftlichem Fuße stand. Ja, er bereute sogar schon, den jungen Mann so tief in die Geheimnisse des gräflichen Hauses eingeweiht zu haben, und wenn Berthold jetzt wieder die Rede darauf brachte, so ging Philipp rasch darüber hinweg. Die Copie des ersten Bildes war nun bald vollendet, Berthold wollte nach Vollendung derselben abreisen und erst im folgenden Frühjahre mit der Copie des zweiten Gemäldes beginnen.

Dazu nöthigten ihn mehrere Gründe. Das Cabinet, in welchem die Originalgemälde hingen, war nicht heizbar,

sodann fehlte im Winter das nöthige Licht und überdieß sehnte sich Berthold in die Stadt zurück; es war ihm auf die Dauer doch zu einsam auf dem Lande.

Den Grafen sah er nicht, der alte Diener war jetzt sehr schweigsam, und die Unterhaltung mit dem Wirth und den Bauern, welche die Lindenschenke besuchten, hatte für Berthold auch nichts Anziehendes.

Röschen war auch nicht mehr so zutraulich, wie früher, sie wich sogar sehr oft der Begegnung mit dem jungen Manne aus, und wenn sie dieß nicht konnte, so zeigte sie eine Zurückhaltung, die Berthold sich nicht erklären konnte.

Sie war früher stets so freundlich und unbefangen gewesen, sie hatte so vertraulich mit ihm geplaudert, ihm so oft gesagt, er dürfe nicht scheiden, er müsse noch recht lange in der Lindenschenke bleiben, und nun schienen sie selbst zu wünschen, daß er wieder abreiste.

Er begriff das gar nicht, ihm war es ein Räthsel, er wußte nicht, wodurch er sie verletzt oder beleidigt haben sollte.

Und daß sie jetzt so zurückhaltend und kalt ihm gegenüber war, schmerzte ihn tief, denn er liebte das schöne unschuldvolle Mädchen, er liebte sie nicht ihrer äußeren Reize, sondern mehr ihrer inneren Vorzüge wegen; ihm war nie vorher ein weibliches Wesen begegnet, welches ihn so sehr bezaubert und gefesselt hatte.

Wohl sagte er sich, daß es ein gewagter Schritt sei, diesem Mädchen, welches so rasch sein Herz gewonnen

hatte, auch seine Hand anzubieten. Röschen hatte ja keine tiefere Bildung, und es war sehr fraglich, ob sie sich in den Kreisen heimisch fühlen würde, mit denen der Maler verkehrte. Aber Berthold ging dennoch über diesen Punkt leicht hinweg; Röschen war ja noch jung, und wenn sie unter seiner Leitung sich weiter bilden wollte, so konnte ihr das ja bei redlichem Streben nicht schwer halten.

Freilich waren das Luftschlösser, so lange er nicht wußte, ob seine Liebe erwidert wurde, und sich darüber Gewißheit zu verschaffen, war sein sehnlichster Wunsch.

Aber wie konnte er es gegenüber der kalten Zurückhaltung Röschens?

Sie antwortete ja kaum auf seine Fragen, und ihr Vater war auch wortkarg geworden, so daß die Abende in der Lindenschenke, zumal bei den immer kürzer werdenden Tagen, ihn durch die erdrückende Langeweile mehr ermüdeten als die Arbeit am Tage.

Er benutzte diese Abende allerdings zum Briefwechsel mit seinen Freunden, er schrieb häufig an Werner Ladenburg und empfing auch von diesem Briefe, aber die ganze Zeit konnte er damit doch nicht ausfüllen.

Ueberdieß wußte er auch häufig nicht, was er dem Gatten der Comtesse Meta schreiben sollte. Eine Hoffnung auf Versöhnung zwischen Meta und ihrem Vater wollte sich nicht zeigen, der alte Graf war, wie Philipp behauptete, ganz und gar unzugänglich, und es ließ sich kein Weg ersinnen, der nur in etwas ein günstiges Resultat in Aussicht gestellt hätte.

Werner Ladenburg theilte ihm in einem Briefe mit, Graf Willibald sei auf schlimmen Wegen betroffen worden, er habe hart vor den Thoren des Gefängnisses gestanden und nur durch Zahlung einer bedeutenden Summe an einen berüchtigten Wucherer sei es möglich geworden, den Namen Friedberg vor dem Brandmal der Schande zu bewahren. Berthold war keineswegs über diese Mittheilung überrascht, er berichtete sie dem alten Diener, der wehmüthig das Haupt schüttelte und nichts weiter erwiderte, als daß es ihn nicht befremden werde, wenn der junge Herr im Gefängniß ende.

Graf Leonard durfte davon nichts erfahren er war ohnehin gegen seinen Sohn so sehr aufgebracht, daß er nach solcher Nachricht voraussichtlich ihm geflucht haben würde.

Der Tag, den Berthold für die Abreise festgesetzt hatte, rückte immer näher und Niemand schien diese Abreise mehr zu bedauern als der alte Philipp.

»Ich hatte mir gedacht, es würde anders kommen,« sagte er eines Morgens, als Berthold vor seiner Staffelei saß und abermals den Entschluß geäußert hatte, daß er nun nicht lange mehr bleiben werde. »Ich weiß nicht, ob ich darüber ganz offen mit Ihnen reden darf, Sie denken möglicherweise anders darüber.«

»Also wissen Sie heute noch nicht, ob Sie mir Vertrauen schenken dürfen?« fragte Berthold vorwurfsvoll.

»O, das doch, Sie mißverstehen mich,« fuhr der alte Mann kopfschüttelnd fort. »Sehen Sie, als Sie hierher kamen, da glaubte ich, im Interesse Röschens, Sie warnen

zu müssen; es würde mir wehe gethan haben, wenn Sie dem lieben Mädchen den inneren Frieden geraubt hätten. Aber nachdem ich Sie und Röschen einige Wochen beobachtet hatte, hegte ich keine Besorgnisse mehr, Sie waren wie zwei Kinder, und Kinder muß man sich ruhig überlassen.«

Dem jungen Manne war das Blut in die Wangen geschossen, er blickte fragend zu dem Diener hinüber, der ihn treuherzig anschaute.

»Und was weiter?« sagte er.

»Dann dachte ich, Röschen werde Ihre Gattin werden, und dieser Gedanke konnte mich ganz glücklich machen. Es hatte ja ganz den Anschein, als ob Sie beide –«

»Mein lieber, alter Freund, denselben Gedanken hatte ich auch gehabt,« fiel Berthold ihm in's Wort, dem es ein wohlthuendes Gefühl war, daß er endlich einmal mit einem Menschen über das, was seine Seele bewegte, reden konnte. »Aber was hilft alles Denken, wenn eine höhere Macht andere Bestimmungen trifft!«

Philipp nickte gedankenvoll.

»Vielleicht lag die Schuld an Ihnen,« sagte er.

»An mir? Was habe ich denn verbrochen, daß Röschen so kalt und zurückhaltend gegen mich ist? So zutraulich sie in den ersten Tagen war, so schweigsam ist sie jetzt, sie weicht mir aus, und auch ihr Vater zeigt mir nicht mehr die frühere Freundlichkeit.«

»Ich habe das auch bemerkt –«

»Kennen Sie den Grund?«

»Nein aber ich glaube ihn zu errathen.«

Berthold blickte den alten Mann mit erwartungsvoller Spannung an.

»Röschen und ihr Vater haben wohl erwartet, daß Sie eine Erklärung geben würden,« fuhr Philipp fort, »vielleicht haben Sie auch einige Worte fallen lassen, die eine solche Erklärung in Aussicht stellten, ich weiß das nicht.«

Der Maler senkte unwillkürlich den Blick, er erinnerte sich, daß er dem Mädchen gesagt hatte, er wünsche, es sein ganzes Leben lang beschützen zu dürfen. Damals schien Röschen den Sinn dieser Worte nicht verstanden zu haben, vielleicht hatte sie später darüber nachgedacht und eine weitere Erklärung erwartet.

»Sie müssen das besser wissen,« nahm der alte Mann wieder das Wort, während Berthold nachdenklich sein Gemälde betrachtete; »wenn meine Vermuthung richtig ist, dann haben Sie es sich selbst zuzuschreiben, daß Röschen Ihnen nicht mehr die frühere Freundlichkeit zeigt.«

»Wenn es das wäre, so ließ es sich wieder gut machen,« sagte Berthold.

»Jetzt nicht mehr!«

»Weshalb nicht?«

»Weil Röschen gewissermaßen schon verlobt ist.«

»Verlobt?« fragte der junge Mann bestürzt. »Sie scherzen wohl?«

»Nein, Herr Hasting, ich scherze nicht. Der Lindewirth hat gestern noch mit mir darüber gesprochen, er

wollte meine Ansicht hören, obschon er stets seinen eigenen Ansichten folgt und sich niemals durch die Meinungen Anderer beirren läßt. Es war wohl mehr das Bedürfniß der Mittheilung, was ihn bewog, mit mir darüber zu reden. Sie kennen ja den Förster Schulz, er ist in der letzten Zeit öfters in die Schenke gekommen –«

»Er ist der Glückliche?« fragte Berthold erregt. »Ich kann das nicht begreifen, mir gefällt der Mann nicht.«

»Mir auch nicht,« erwiderte Philipp, »wir mögen dafür besondere Gründe haben. Daß er Ihnen nicht freundlich entgegen gekommen ist, läßt sich wohl begreifen, er mußte ja in Ihnen den Nebenbuhler fürchten, und was mich betrifft, so weiß ich, daß er mein Feind ist. Er verwaltet die Forsten, die früher unser Eigenthum waren, und ich habe Manches zu tadeln gefunden seitdem er in meine Stelle getreten ist. Er wirthschaftet unsinnig und kann dabei keinen Tadel vertragen, er ist ein grober, roher Gesell, dem ich jedes zarte Gefühl abspreche.«

»Eben deshalb ist es mir unbegreiflich, daß Röschen ihm ihre Zukunft anvertrauen will.«

»Hm – ob sie es will oder nicht, danach wird der Lindewirthe wenig fragen! Schulz hat um ihre Hand geworben, und der Wirth hat ihm schon seine Zusage gegeben, nur der Form wegen soll Röschen noch gefragt werden.«

»Aber das ist ja ganz abscheulich!« sagte Berthold entrüstet. »Wie kann man nur sein Kind verkaufen? Röschen muß doch die erste Stimme haben, und wenn sie den Förster nicht will, dann –«

»Mein lieber Herr, auf dem Lande herrscht eine andere Sitte als in der Stadt,« fiel Philipp ihm in's Wort. »Hier bestimmen die Eltern über ihre Kinder, und haben sie die Wahl getroffen, so ist kein Protest mehr zulässig. Röschen weiß das, sie wird sich, wie das so üblich ist, eine kurze Bedenkzeit erbitten und dann dem Werber das Jawort geben. Und ich sage Ihnen noch einmal, einen großen Theil der Schuld tragen Sie daran, Sie hätten dem Förster zuvorkommen sollen.«

»Weiß ich denn, ob Röschen mich liebt?« erwiderte der Maler, der seiner Erregung kaum noch gebieten konnte.

**

»Wenn Sie darüber im Unklaren waren, so hätte ich Ihnen Gewißheit verschaffen können,« sagte der alte Mann. »Ich würde mit Röschen ganz offen darüber gesprochen haben, und ihr Vater hätte gewiß auch nichts dagegen gehabt, im Gegentheile, es wäre ihm schmeichelhaft gewesen, einen so berühmten Mann seinen Schwiegersohn nennen zu dürfen. Aber das ist nun zu spät.«

»Hätten Sie es mir früher gesagt!«

»Ich konnte ja nicht wissen, wie Sie darüber dachten. Ich glaubte, Sie trügen Bedenken, das arme Mädchen zu heiraten, nicht allein ihrer Armuth, sondern auch ihrer Unwissenheit wegen. Ich würde Sie über diese Bedenken beruhigt haben. Röschen ist allerdings nicht so fein gebildet, wie eine Stadtdame, aber sie hat einen klugen Kopf und lernt gerne. Es würde ihr nicht schwer fallen, sich in die Stellung einer vornehmen Dame hineinzufinden, wenn Sie sich der Mühe unterziehen wollten, sie zu

unterrichten. Und was ihre Armuth betrifft, so trägt das brave Mädchen einen Schatz in sich, der nicht mit Gold aufzuwiegen ist.«

»Ich habe darüber auch nachgedacht und bin über diese Bedenken leicht hinweggekommen,« sagte Berthold, »sie würden mich nicht abgehalten haben, wenn ich nur von der Gegenliebe Röschens überzeugt gewesen wäre. Ich kann heute nicht mehr arbeiten, alter Freund, meine Stimmung ist zu erregt.«

Er erhob sich nach diesen Worten und warf noch einmal einen prüfenden Blick auf seine Copie, die in Wahrheit das Werk eines gottbegnadeten Künstlers war.

Der alte Philipp stand hinter ihm und betrachtete ebenfalls mit Kennermiene das Gemälde.

»Wie schade, daß Röschen niemals dieses Bild, gesehen hat!« sagte er leise. »Haben Sie niemals sie ersucht, hierher zu kommen?«

»Nein,« erwiderte Berthold, »wozu auch? Neben diesem Original bleibt mein Bild doch nur eine Copie, ein schwacher Versuch, das Meisterwerk Murillo's wiederzugeben. Wie das schillert und blendet, nicht wahr? Und dennoch ist es nicht der zarte, wunderbare Farbenschmelz des Originals! Nein, alter Freund, ich würde Keinem mein Bild zeigen, wenn das Original daneben hängt, ich müßte ja vor Scham in die Erde sinken, weil ich mich vermessen habe, dieses herrliche Bild in seiner ganzen wunderbaren Schönheit wiedergeben zu wollen. Gegenüber den vollendeten Meisterwerken unserer Vorfahren bleiben wir Epigonen nur Stümper.«

»Sie urtheilen da etwas zu scharf,« erwiderte der alte Mann, »unsere Zeitrechnung ist eben eine ganz andere und die Künstler müssen ihr Rechnung tragen. Wir wollen das Ideale nicht mehr, uns interessirt mehr das Realistische, also fort mit den Madonnen und Engelsköpfen und hineingegriffen in's wirkliche Leben! Und wenn darüber die Kunst sich verflacht, so darf man nicht dem Künstler die Schuld aufbürden, er muß dem Geschmack der Gesellschaft Rechnung tragen, wenn er goldene Früchte ernten will. Man mag schmerzlich bedauern, daß es so ist, aber wer kann es ändern?«

Der junge Mann nahm seinen Hut und schritt langsam hinaus.

»Nicht an der Gesellschaft allein, auch an uns liegt die Schuld,« sagte er, »wir machen es uns zu bequem und schaffen nur, um Geld zu verdienen. Man sagt, die Kunst gehe nach Brod; nun ja, das ist Wahrheit, seitdem die Kunst ein Brodstudium geworden ist. Es ist ein unerquickliches Thema, alter Freund, wir wollen es fallen lassen. Was macht der Graf? Werde ich ihn vor meiner Abreise nicht sehen?«

»Schwerlich!«

»So werde ich also für Comtesse Meta kein gutes Wort einlegen können.«

»Und wenn Sie es könnten und thäten, würde es nicht den geringsten Erfolg haben. Der gnädige Herr wird jeden Versöhnungsversuch zurückweisen, er ist zu sehr erbittert über seine Kinder. Und wenn er nun noch wüßte, auf welcher Bahn Graf Willibald wandelt – nein, nein,

so sehr ich selbst es auch wünschte, der Gedanke an die Möglichkeit der Versöhnung ist eine Thorheit.«

Berthold stand in der Gemäldegalerie und betrachtete, in Nachdenken versunken, das kleine Bildchen von Teniers.

»Wenn man es fertig brächte, so wäre es ein verdienstliches Werk,« sagte er, »ein Werk, für welches alle Betheiligten dankbar sein würden, aber erzwingen kann man es freilich nicht.«

»Nein, das ist unmöglich!« erwiderte Philipp.

»Sie sind auch nicht wieder darauf zurückgekommen?«

»Ich wagte es nicht, ich wußte ja, daß ich die Sache dadurch nur verschlimmern würde.«

Die Beiden stiegen die Treppe hinunter, und als sie unten an der Hausthür standen, reichte Berthold dem alten Mann die Hand.

»Ich werde morgen wieder kommen,« sagte er, »in einigen Tagen muß das Bild fertig sein, mich treibt es jetzt noch mehr wie früher von hier fort. Wenn ich im nächsten Frühjahr wiederkehre, wird Röschen die Frau des Försters sein, ich habe dann auch wohl den schönen Traum vergessen, den ich hier träumte.«

Philipp schloß die Thür und trat kopfschüttelnd in sein eigenes Wohnzimmer.

»Er wäre glücklich geworden,« sagte er leise, »aber ich glaube, sein Künstlerstolz hat ihm nicht erlaubt, um das schlichte Landmädchen zu werben. Da fürchten die Herren gleich, über die Achsel angesehen zu werden,

und falsches Ehrgefühl raubt ihnen das Glück ihres ganzen Lebens. – Was kümmert's mich? Sorge Jeder für sich selbst! – Und doch, wenn ich's bedenke – ich habe Röschen immer so lieb gehabt, sie wäre ja auch glücklich geworden, denn sie liebte ihn mit ganzer Seele. Sie hat's mir gesagt, ehe ich daran dachte, sie zu fragen, und ich hoffte immer, er würde mir auch Vertrauen schenken und offen mit mir darüber sprechen! Aber wie er selbst sagte, erzwingen kann man es nicht, also muß man's nehmen, wie es kommt.«

Der alte Mann hatte seine Tischschublade geöffnet, ein schwerer Seufzer entrang sich seinen Lippen.

»Weit reicht es nicht mehr,« nahm er wieder das Wort, »nur noch einige Tage, und es ist keine Hoffnung vorhanden, daß jetzt noch Vergnügungsreisende kommen werden, um die Sammlung zu besichtigen. Was dann, wenn das Letzte aufgezehrt ist?«

Er trat an's Fenster und blickte lange hinaus, dann öffnete er die Thüre, welche dieses Zimmer mit der Küche verband.

So glänzend und prunkvoll alle übrigen Räume des Schlosses ausgestattet waren, so ärmlich war dieser Raum, der zur Küche diente.

Es bedurfte durchaus keines scharfen Blickes, um zu erkennen, daß hier Schmalhans Küchenmeister war.

Der gemauerte Herd war halb zerfallen, die Kessel und Töpfe lagen und standen auf den Tischen und Stühlen,

sogar auf dem Fußboden, mit Staub bedeckt, und wohin man auch blicken mochte verrieth nichts, daß dieser Raum seinem Zweck entsprechend benutzt wurde. Die Küche machte einen recht traurigen Eindruck, und dies umsomehr, als die theils an den Wänden hängenden, theils in großen Glasschränken aufgestellten Geschirre bewiesen, daß in früheren Zeiten hier glänzende Feste gefeiert worden waren.

Auf dem Herde, in dem ein schwaches Feuer brannte, stand ein kleiner Kessel, der alte Diener hob den Deckel empor und betrachtete eine Weile die braune Brühe, die in dem Geschirr brodelte.

Er nahm einen Holzlöffel, rührte in der Suppe und kostete davon mit der Miene eines Kenners, dann nickte er, als ob er seine Zufriedenheit ausdrücken wolle.

Er schürte das Feuer und ging hinaus, einige Minuten später deckte er im Speisesaal die Tafel.

Es wurde allerdings nur ein Couvert auf den Tisch gestellt, aber das Geschirr war von massivem Silber und das Tischzeug ließ nichts zu wünschen übrig.

Nachdem der alte Mann dieses Geschäft verrichtet hatte, legte er in seinem Wohnzimmer die Galalivré an, in der er die Fremden zu empfangen pflegte, dann ging er hinauf in die Bibliothek, wo der alte Graf in gewohnter Weise an seinem Schreibtisch saß.

Graf Leonard nickte, als sein Factotum ihm meldete, die Suppe sei aufgetragen, und nicht lange darauf trat er auch schon in den Speisesaal, in welchem Philipp ihn erwartete.

Das Haupt stolz erhoben, trat der Graf an den Speisetisch; er ließ sich in seinen Sessel nieder und aß mit sichtbarem Appetit die Suppe, die sein Diener ihm vorsetzte.

Der alte Philipp stand am unteren Ende des Tisches, mit der Serviette auf dem Arm; es schien ihn außerordentlich zu befriedigen, daß das Gericht seinem Herrn so vortrefflich mundete.

Graf Leonard legte endlich den Löffel hin und blickte seinen Diener fragend an.

»Die Suppe war vorzüglich,« sagte er, »was gibt es heute außerdem?«

»Der Herr Graf werden sich erinnern, daß heute Fasttag ist,« erwiderte Philipp.

Der alte Herr seufzte und strich mit der Serviette über die Lippen.

»Also kein Gang weiter?« sagte er.

»Die Kirche verbietet es,« antwortete der Diener achselzuckend.

»Kein Stückchen Fleisch? Einem alten Manne wird man's nicht als Sünde anrechnen.«

»Ich muß mich nach den Vorschriften der Kirche richten, gnädiger Herr.«

Der Graf rührte mit dem silbernen Löffel in der Terrine und füllte seinen Teller noch einmal mit der braunen Brühe.

»Aber von einer dünnen Wassersuppe allein kann Niemand leben,« sagte er in klagendem Tone. »Weißt Du, woran mich diese Suppe erinnert? An die Kost der alten

Spartaner! Aber so viel ich weiß, wurden nur die Jünglinge gezwungen, mit ihr vorlieb zu nehmen, und wir leben doch hier nicht in Sparta! Ich möchte gern noch einmal einen saftigen Rehziemer essen, wir haben ja in unsern Wäldern so viel Rehe. Und ein gutes Glas Wein habe ich auch lange nicht mehr getrunken.«

Philipp wandte das Antlitz ab, um dem alten Herrn seine bekümmerte Miene zu verbergen.

»Ein Stückchen Rehbraten und ein Glas Wein, das würde mir gewiß recht wohl bekommen,« fuhr der Graf fort, während er mit Heißhunger die Suppe schlürfte. »Und wenn heute Fasttag ist, so hätte man mir doch einen schönen Fisch oder eine wohlschmeckende Mehlspeise servieren können. Und es ist heute nicht einmal Fasttag,« rief er mit einem zürnenden Blick auf seinen Diener, »man betrügt mich!«

»Es ist heute Freitag, gnädiger Herr!«

»Donnerstag!«

»Verzeihen Sie – Freitag!«

»Und ich sage Dir, es ist heute Donnerstag!« erwiderte der Graf Leonard erregt.

Philipp zuckte wieder die Achseln

»Wenn Sie es so bestimmt behaupten, dann muß ich mich geirrt haben,« sagte er.

»Natürlich,« nickte der Graf, »und wer hat den Schaden davon? Ich! Erinnerst Du Dich noch der früheren Zeit, Philipp? Wir haben da manches schöne, glänzende Fest gefeiert; Rheinwein und Champagner flossen in

Strömen und das Wildpret faulte, weil wir nicht alles essen konnten. Wir haben da manchen schönen Rehbock geschossen.«

»Gewiß, gnädiger Herr!«

»Ja, es war eine schöne Zeit und es könnte heute noch so sein, wenn meine Kinder mich nicht um dieses Glück betrogen hätten.«

»Es könnte heute wieder so werden.«

»Nein, nein!«

»Doch gnädiger Herr; wenn Sie nur ein versöhnendes Wort sprechen, nur die Hand, die man Ihnen bietet, annehmen wollten!«

»Daß heißt, ich soll mich vor meinen Kindern erniedrigen, die meine und ihre eigene Ehre unter die Füße getreten haben!«

»Ist es eine Erniedrigung, wenn man eine Beleidigung verzeiht, gnädiger Herr?«

»Das nicht, aber wenn man Fußstritte geduldig über sich ergehen läßt und die Hand küßt, von der man geschlagen wurde, so ist das eines Mannes unwürdig und mit seiner Ehre unvereinbar,« sagte der Graf mit gehobener Stimme. »Ich habe Dir schon oft befohlen, dieses Thema nicht mehr zu berühren, ich wiederhole diesen Befehl!«

Er legte den Löffel nieder und strich mit der Serviette leicht über seine Lippen.

»Sonst fand ich wohl ein Glas Wein auf der Tafel,« nahm er noch einmal das Wort, während er den Blick suchend über den Tisch schweifen ließ, »ich glaube nicht, daß am Fasttage auch der Wein verboten ist.«

Der alte Philipp wandte ihm den Rücken und ordnete die Gläser und Humpen die auf dem Büffet standen; er fühlte in diesem Augenblicke wieder einmal tief, daß ein glänzendes Elend ihn umgab.

»Unser Keller ist leer,« sagte Philipp mit gedämpfter Stimme. »Das letzte Glas haben der gnädige Herr vor einem Monat getrunken.«

»So hätte man schon längst dafür sorgen müssen, daß die Fässer und Flaschen wieder gefüllt würden,« antwortete der Graf in vorwurfsvollem Tone. »Wenn wir auch keine Gäste mehr empfangen und keine Feste mehr hier gefeiert werden, so müssen doch Küche und Keller im Hause Friedberg zu jeder Stunde das Beste liefern können!«

Der alte Diener schüttelte den Kopf, ein Zug der Bitterkeit umzuckte seine Mundwinkel.

»Dafür ist zu großer Werth auf die Ausstattung der übrigen Gemächer des Schlosses gelegt worden,« sagte er.

»Was willst Du damit sagen?«

»Wenn der gnädige Herr sich entschließen könnte, nur einen ganz kleinen Theil der Kunstsammlung zu verkaufen, so würde ich für Küche und Keller besser sorgen können!«

Graf Leonard fuhr von seinem Sitz empor, die Gluth des Zornes leuchtete aus seinen Augen.

»Nichts, durchaus nichts!« rief er. »Man soll das Holz aus meinen Forsten verkaufen, die Pächter zwingen, höhere Pachtgelder zu zahlen, aber an meinen Kunstwerken soll man sich nicht vergreifen.«

»Der gnädige Herr vergessen, daß die Forsten und die Pachtgüter längst in anderen Händen sind.«

Der Graf senkte das Haupt auf die Brust, seine Brauen zogen sich zusammen; er war nicht gerne daran erinnert, weil er selbst fühlte, daß dieser Verkauf gegenüber seinen Kindern ein großes Unrecht gewesen war.

»Wir haben nichts mehr,« fuhr Philipp fort, »und diese Kunstschätze sind ja nur ein todtes Capital.«

»Schweige, ich will nichts hören!«

»Wenn aber der gnädige Herr sich von keinem dieser Schätze trennen können, dann bleibt ja nichts Anderes übrig, als die Aussöhnung mit Comtesse Meta, deren Gatte ein sehr reicher Herr ist.«

Ein höhnisches Lachen war die Antwort des Grafen.

»Wenn Du nichts Besseres weißt, dann spare Deine Weisheit,« sagte er, »sprich sie wenigstens nicht aus, sie beleidigt und langweilt mich! Lieber eine Kugel durch den Kopf, als Almosen von einem ungerathenen Kinde annehmen!«

»Dann, Herr Graf –«

»Kein Wort weiter! Ich werde mich nicht mehr über den armseligen Tisch beklagen.«

Der alte Philipp sah mit einem schmerzlich wehmüthigen Blick seinen Herrn an. Er wollte ja das Beste, er begriff nicht, daß der Graf den wohlgemeinten Rath so trotzig zurückwies, zumal doch auch ihm bei ruhigem Nachdenken einleuchten mußte, daß es so, wie es jetzt war, nicht länger bleiben konnte.

Woher die Mittel zur Bestreitung der Bedürfnisse nehmen, wenn auch die Anforderungen noch so bescheiden waren? Mußte der Graf darüber nicht selbst nachdenken? Und konnte er auf diese Frage eine befriedigende Antwort finden?

Graf Leonard war an's Fenster getreten, gedankenvoll blickte er hinaus auf die entlaubten Bäume, von deren Zweigen der Herbstregen leise niedertropfte.

»Der Becher befindet sich im Besitze des Marchese Giovanni in Mailand,« sagte er, »die Aechtheit ist verbürgt, wäre sie es auch nicht, so sieht man doch der kunstreichen Arbeit an, daß nur ein Benvenuto Cellini diesen Becher angefertigt haben kann.«

»Er träumt schon wieder von seinen Schätzen,« murmelte der Diener, »außer ihnen hat nichts Interesse für ihn.«

»Damals wollte der Marchese ihn nicht verkaufen,« fuhr der Graf fort, »und heute fordert er vielleicht eine enorme Summe für ihn. Ach, man kann nicht Alles besitzen, so reich ist kein Mensch auf der ganzen Erde, daß er alle Kunstwerke ankaufen kann.«

Er strich mit der Hand über die Stirn und blickte seinen Diener mit heiterem Lächeln an.

»Im nächsten Jahre werden wir nach Rom reisen,« sagte er, »ich muß den Vatican wiedersehen. Ah, dort sind Schätze, von denen Du keine Ahnung hast! Gemälde, vor denen man Wochen, Monate stehen möchte, um sie zu betrachten! Du wirst sie auch sehen, Philipp, ich nehme Dich mit. Nur Eins ist schlimm dabei: kehren wir aus dem Vatican hierher zurück, dann wird uns hier nichts mehr gefallen.«

»Wir sind noch nicht dort, gnädiger Herr,« entgegnete der Diener.

»Wir werden schon hinkommen. Jetzt ist das Wetter zum Reisen zu unangenehm.«

»Und vor allen Dingen gehört dazu Geld.«

»Geld?« fragte Graf Leonard verächtlich. Sprich doch nicht immer von materiellen Dingen, wenn ich mich an Idealen begeistere! Geld – pah, wir werden es erhalten, sobald wir nur ernstlich wollen. Du kannst also schon im Laufe der nächsten Zeit die Vorbereitungen treffen, sobald das Wetter besser ist, werden wir die Reise antreten. – Arbeitet der Maler noch immer im Schlosse?«

»Er wird bald fertig sein.«

»Mit den drei Copien?«

»Nur mit einer, der Madonna. Es ist ein prächtiges Bild, gnädiger Herr, wollen Sie es nicht einmal sehen?«

»Nein.«

»Es muß Sie doch interessiren –«

»Die Copie eines Meisterwerks zu sehen?« fragte der Graf spöttisch. »Ich danke für dieses zweifelhafte Vergnügen, es würde mir nur Enttäuschungen und Aerger bereiten.«

»Herr Hasting ist ein berühmter Maler –«

»Heutzutage berühmt zu werden, ist sehr wohlfeil; man hat nichts weiter nöthig, als der Masse mit bestechenden Effecten zu imponiren.«

»Herr Hasting hat oft den Wunsch geäußert, dem gnädigen Herrn vorgestellt zu werden,« warf der Diener ein.

»Du kennst meine Ansicht über diesen Punkt,« entgegnete Graf Leonard achselzuckend, »ich will keinem Menschen außer Dir begegnen, ich verachte sie alle. Ich würde Dir sogar verbieten, Jemanden in mein Schloß einzulassen, wenn ich nicht an die Trinkgelder dächte, die Dir dadurch entzogen würden. Du hast in schweren Tagen treu zu mir gehalten und ich kann Dich dafür nicht in anderer Weise belohnen, nur allein aus diesem Grunde habe ich bisher den Besuch der Fremden gestattet. Aber damit sei es auch genug, mehr kann ich nicht bewilligen.«

Er ging nach diesen Worten hinaus und der alte Philipp schüttelte, schmerzlich seufzend, das graue Haupt.

Philipp nahm die Terrine und den Teller, von welchem der Graf gespeist hatte, vom Tische und trug sie in die Küche, wo er den Rest der braunen Spartanersuppe mit sichtbarem Appetit aß.

»Es muß geändert werden,« sagte er leise, »bei dieser schlechten Nahrung geht der alte Herr zu Grunde.

Was thun? Comtesse Meta um eine Unterstützung anzusprechen? Ich kann es nicht. Borgen? Keine Menschenseele leiht uns etwas! – Dem Maler die Noth klagen? Ich glaube, Herr Hasting hat selbst nicht zu viel, und es wäre auch wieder eine Bettelei, zu der ich mich nicht verstehen kann.«

Er stand in seiner Wohnstube vor dem Waffenschranke, den er zögernd öffnete.

Lange ruhte sein Blick auf den Waffen, dann nahm er eine Büchse heraus, die er mit großer Sorgfalt prüfte.

»Ein saftiger Braten wäre eine Wohlthat für ihn,« murmelte er, »und es fiel vielleicht so viel ab, daß der Lindenwirth mir einige Flaschen Wein dafür gäbe. – Hm, es wäre ein schmähhlicher Handel, aber ich sehe kein anderes Mittel.«

Er lud die Büchse und stellte sie in eine Ecke des Zimmers, dann legte er die Hände auf den Rücken, um eine geraume Weile auf und nieder zu schreiten.

»Wenn ich ertappt würde!« sagte er und sein starrer Blick heftete sich auf die Büchse. Wenn das Gefängniß – pah, wer vor einer Gefahr zurückbebt, gewinnt nie etwas! Es waren früher unsere Forsten, es war unser Wild, und wenn der Förster nicht diese unsinnige Wirthschaft einstellt, dann wird die Herrlichkeit bald ein Ende haben.«

Er zog seine Livrée aus und legte dafür ein kurzes, grünes Wamms an, welches er bis unter das Kinn zuknöpfte, dann hing er die Büchse über die Schulter und bald darauf verließ er das Schloß.

Graf Leonard hatte sich wieder in seine Bibliothek zurückgezogen, die Uebersetzung einer alten Urkunde fesselte seine ganze Aufmerksamkeit. Er fühlte sich am glücklichsten, wenn er ungestört hier sitzen und arbeiten konnte, er vergaß dann, was hinter ihm lag und dachte nicht daran, sich über das, was ihn noch erwartete, Sorgen zu machen.

In seiner Bibliothek befanden sich werthvolle Manuscripte aus alter Zeit, aber der alte Graf dachte nicht daran, sie zu veröffentlichen und also seine Arbeit für sich selbst und die Gesammtheit nutzbringend zu machen, im Gegentheil, er würde zu solcher Veröffentlichung nicht die Erlaubniß gegeben haben, weil er diese Schätze ganz allein für sich besitzen wollte.

Er war Egoist im höchsten Grade, er konnte sich freuen wie ein Kind, wenn er unter den Handschriften seiner Bibliothek eine werthvolle, historisch bedeutende Urkunde entdeckte, aber hätte ein Zweiter an dieser Freude theilgenommen, so würde ihm das wie ein Raub an seinem Eigenthum erschienen sein.

Er arbeitete auch heute unermüdlich, bis die Abenddämmerung ihn zwang, die Feder niederzulegen, dann zog er die Glocke.

Der alte Philipp brachte in der Regel auf diesen Ruf sofort die brennende Lampe, seit langen Jahren war dieß an jedem Abend geschehen, aber heute kam er nicht.

Der Graf läutete zum zweiten und zum dritten Male, und als der Diener auch jetzt noch nicht erschien, erhob

er sich, um selbst eine Kerze anzuzünden, die auf dem Kaminsims neben der Pendule-Uhr stand.

Weshalb der alte Philipp ausblieb, darüber dachte er nicht weiter nach, er vertiefte sich wieder in seine Arbeit, in der er gerade jetzt bei einem sehr interessanten Punkte angekommen war, dessen Uebersetzung ihm einige Schwierigkeiten bereitete.

Die Nacht brach an, die Stunden verstrichen, Graf Leonard bemerkte es nicht; über seine Arbeit gebeugt, studirte er die Schriftzüge, die, vergilbt und verschwommen, ihm die Uebersetzung erschwerten.

Endlich blickte er auf, die Augen schmerzten ihn, das flackernde Kerzenlicht hatte sie zu sehr angegriffen.

Er warf einen Blick auf die Uhr, es war bereits Zehn vorbei. Hastig stand der alte Herr vom Sessel auf, und ungeduldig zog er an der Glockenschnur.

»Das ist ja ganz unverantwortlich!« sagte er ärgerlich, »ich bin doch gewohnt, um neun Uhr spätestens mein Abendessen zu erhalten! Heut scheint man mich vergessen zu wollen.«

Er läutete noch einmal, aber Philipp erschien nicht, nur das Echo antwortete dem dumpfen Klange.

»Seltsam! Sollte er treulos mich verlassen haben? Ich kann es nicht glauben. Er könnte es aus Aerger darüber gethan haben, daß ich seine Versöhnungsversuche abgewiesen habe. Aber auch das ist nicht denkbar, Philipp war stets ein treuer und aufrichtiger Mensch, er würde mir gesagt haben, daß er in meinen Diensten nicht bleiben könne.«

Wieder hatte der alte Herr die Glocke gezogen, er nahm jetzt die Kerze vom Tische und verließ die Bibliothek, um die Ursache dieses ihn befremdenden Ausbleibens zu erforschen.

Er stieg die Treppe hinunter und hielt die Kerze hoch empor; er war seit langer Zeit nicht mehr in den unteren Räumen seines Schlosses gewesen.

Das Gefühl der Einsamkeit und der Verlassenheit beschlich ihn, unwillkürlich erinnerte er sich der früheren Zeit, in der hier oft bis zum Anbruche des Morgens zahllose Kerzen Tageshelle verbreiteten, jener Zeit, in der fast kein Tag verging, an dem nicht ein Fest gefeiert wurde.

Wie still und öde war es jetzt in diesen Räumen!«

Oben in seiner Bibliothek hatte er diese Einsamkeit nie empfunden, und wenn er auch dann und wann einmal seine Kunstschatze besichtigte, so geschah es am hellen Tage, und Philipp begleitete ihn stets auf dieser Wanderung. – Was war das? – Graf Leonard erschrak, deutlich hatte er das Stöhnen eines Menschen vernommen.

Er stand vor der Thür des Zimmers, welches Philipp bewohnte, – wieder hörte er dieses Stöhnen.

Jetzt war das Räthsel gelöst. Philipp mußte plötzlich erkrankt sein.

Der Graf öffnete die Thür, der Schein der Kerze fiel auf eine menschliche Gestalt, die auf dem Fußboden lag, und neben dieser sah der alte Herr deutlich eine Blutlache.

»Philipp!« rief er entsetzt. »Was ist geschehen?«

Der alte Mann versuchte sich emporzurichten, aber seine Kräfte waren zu sehr erschöpft.

»Erschossen wie ein Hund!« sagte er mit brechender Stimme. »Still, still, gnädiger Herr, Niemand darf es erfahren, meine Ehre würde noch nach meinem Tode geschändet.«

Graf Leonard hatte die Kerze auf den Tisch gestellt, er versuchte, den Verwundeten aufzurichten, aber es gelang nicht, er konnte nichts weiter thun, als ihm ein Kissen unter das Haupt schieben.

»Aber wie ist das gekommen?« fragte er mit steigender Erregung.

»Ich wollte einen Braten schießen.«

»Im Walde?«

»Ja, gnädiger Herr, es war ein Verbrechen aber ich mußte es wagen, wir hatten nichts mehr zu essen.«

»Entsetzlich!«

»O, ich hoffte, es werde Alles gut ablaufen, ich kenne ja jeden Steg, jeden Baum im Walde. Ich hatte einen Rehbock auf dem Korn, ich wußte, wo ich ihn stellen konnte. Und es kam Alles so, wie ich es erwartet hatte, ich schoß den Bock, er brach vor meinen Augen zusammen, aber in demselben Augenblick sah ich den Förster Schulz hinter einem Baum, ich hörte noch sein Lachen, dann brach ich zusammen.«

»Mord!« rief der Graf.

»Wer kann's ihm beweisen? Er wird sagen, ich habe mich nicht ergeben wollen, habe zuerst auf ihn geschossen, wer will dagegen zeugen? Er hat mich im Walde liegen lassen wie einen toden Hund; vielleicht glaubte er, ich sei schon todt. Als ich erwachte, war es finster um

mich, auf Händen und Füßen bin ich hierher gekrochen, um hier zu sterben.«

»Wenn wir nur einen Arzt hier hätten!« sagte der Graf rathlos.

»Wasser, Wasser, gnädiger Herr, ein Arzt kann mir nicht helfen, ich fühle, daß der Tod schon nahe ist.«

Graf Leonard ging in die Küche und holte ein Gefäß mit Wasser, der Verwundete trank mit Fieberhast.

»Wird denn das Schicksal nicht müde, mich zu verfolgen?« sagte der Graf mit dumpfer Stimme. »Muß es mir nun auch noch den letzten Freund nehmen?«

»Schulz wird wahrscheinlich keine Anzeige machen,« flüsterte Philipp, »er hat ja Ursache, die Untersuchung zu fürchten. So wünsche ich, daß man mich in aller Stille beerdigt und die Ursache meines Todes verschweigt, man würde sagen, ich sei immer ein Wilddieb gewesen.«

»Der Bursche muß in's Zuchthaus!« knirschte Graf Leonard. »Er hat einen Mord begangen!«

»Ja, wenn er ihm bewiesen werden könnte!«

»Wo ist Deine Büchse?«

»Wenn Schulz sie nicht mitgenommen hat, liegt sie noch im Walde.«

»War's eine doppelläufige Büchse?«

»Ja.«

»Und Du hast nur einen Lauf abgeschossen?«

»Nur einen, gnädiger Herr, der Bock fiel auf den ersten Schuß. Aber kann Schulz nicht später selbst den zweiten Lauf abgeschossen haben?«

Der Graf bedeckte die Augen mit der Hand und athmete schwer, er konnte sich in den Gedanken nicht finden, daß er diesen treuen Diener, der ihm ein so opferwilliger Freund gewesen war, verlieren sollte.

»Hättest Du es nicht gethan!« sagte er vorwurfsvoll.

»Für mich wagtest Du Deine Ehre und Dein Leben –«

»Wir hatten ja Beide nichts mehr zu essen!«

»O, wir würden schon etwas erhalten haben, und wäre das nicht der Fall gewesen, so hätten wir gehungert.«

»Nein, gnädiger Herr, damit dürfen Sie sich nicht trösten,« sagte der Sterbende, seine letzte Kraft noch einmal aufbietend. »Es ist ein schlechter Trost, und damit Sie das auch erkennen, will ich Ihnen die volle Wahrheit gestehen. Ich thue es Ihretwegen. Wir haben in Küche und Keller nicht so viel mehr, daß es zu einer einzigen Mahlzeit ausreichte, und es ist auch, soviel ich weiß, kein baares Geld in diesem Hause. Bisher lebten wir von den Trinkgeldern, die ich von den Fremden erhielt; war es auch ein kümmerliches Dasein, so reichte das Geld doch aus. Aber im Winter kommt selten ein Fremder, und meine Ersparnisse sind aufgezehrt. Ich kann nun nicht mehr sorgen, mein Lebenslauf ist dem Ende nahe, Sie stehen nun allein und müssen suchen, sich Quellen zu öffnen. Hören Sie auf meinen Rath, gnädiger Herr, nehmen Sie die Hand an, die Comtesse Meta Ihnen bietet, und Ihre letzten Lebenstage sind gesichert. Können Sie das nicht, dann müssen Sie verkaufen, um Geld zu erhalten.«

»Ich kann Beides nicht!« sagte der Graf mit einer ablehnenden Geberde.

»So hören Sie auf die letzte Bitte eines Sterbenden, gnädiger Herr, erfüllen Sie den letzten Wunsch eines Mannes, der Ihnen bis zu seinem Tode treu gewesen ist, Comtesse Meta –«

»Lassen wir das, Philipp,« fiel Graf Leonard ihm in's Wort, »sie hat die Bande des Blutes zerrissen, über diese Kluft führt keine Brücke. Hast Du mir sonst noch etwas zu sagen?«

»Nein!« erwiderte der alte Mann, dessen Stirn sich mit Schweiß bedeckte

»Du hinterlässest keine Verwandten?«

»Ich habe den letzten schon vor vielen Jahren verloren! Ich würde freudig sterben, wenn ich Ihretwegen beruhigt wäre. Sie können nicht ohne Diener leben –«

»Sorge deshalb nicht, ich werde schon Rath wissen. Und im Nothfalle bin ich mein eigener Diener, ich habe ja Zeit genug. Was die Leute dazu sagen werden, kümmert mich nicht, mich kennt ja Niemand.«

»Aber dann müßten Sie in's Dorf gehen und selbst die nöthigen Einkäufe machen! Gnädiger Herr, es ist nicht so leicht, wie Sie glauben, Sie werden das selbst finden und so darf ich wohl hoffen, daß Sie meinen Rath befolgen und mit Comtesse Meta sich versöhnen werden. Wenn Sie das wollen, so kann vielleicht Herr Hasting vermitteln er ist – – – gnädiger Herr – ich – –«

Röchelnd sank das Haupt des alten Mannes auf das Kissen zurück, die Stimme versagte ihm; entsetzt blickte Graf Leonard in die brechenden Augen seines Dieners,

aus denen die alte, so oft bewährte Treue ihm entgegenleuchtete.

Wenige Minuten später hatte der treue Diener geendet, der Graf drückte ihm die Augen zu und kehrte in seine Bibliothek zurück, um hier die Nacht schlaflos zu verbringen und einen Entschluß für die Zukunft zu fassen.

VI.

Berthold Hasting war nach seiner letzten Unterredung mit dem alten Diener sehr verstimmt in die Schenke zurückgekehrt.

Jetzt erst fühlte er, wie tief er Röschen liebte, und alle Bedenken, die er früher gegen die Werbung um Herz und Hand dieses bezaubernden Mädchens gehegt hatte, waren jetzt plötzlich geschwunden.

War es wirklich zu spät? Hatte er in Wahrheit durch diese Bedenken sein Glück verscherzt?

Er wollte es wissen; wenn er die Behauptungen Philipps bestätigt fand, dann war es am besten, daß er seine Abreise so sehr wie möglich beschleunigte.

Zur Arbeit unfähig, ging er nach dem Mittagessen in die Schenkstube, und hier traf er, wie er es erwartet hatte, den Lindenwirth, der nach Tisch ein Stündchen in seinem Sorgenstuhl zu ruhen pflegte.

Röschen brachte dem Maler den verlangten Schoppen Wein und verließ dann das Zimmer sofort wieder, und Berthold glaubte in dem Blick, den sie ihm zuwarf, einen zürnenden Vorwurf zu bemerken.

»Darf ich eine offene Frage an Sie richten?« nahm er das Wort, nachdem er eine Cigarre angezündet hatte. »Es ist nicht Neugier, sondern ein tieferes Interesse, was mich dazu bewegt.«

»Fragen Sie immerhin,« sagte der Wirth, »wenn ich die Frage beantworten kann, soll es geschehen.«

»Man hat mir gesagt, der Förster Schulz habe um Röschens Hand geworben.«

»Wer sagte es Ihnen?«

»Philipp!«

»Nun denn, er hat Ihnen die Wahrheit gesagt,« erwiderte der Wirth ruhig, der die Aufregung seines Gastes nicht zu bemerken schien. »Schulz hatte längst ein Auge auf das Mädchen geworfen, aber er wollte nicht mit der Sprache heraus, und bisher war auch sein Gehalt zu gering. Vor einigen Tagen hat er Zulage bekommen –«

»Und Röschen wird wirklich seine Frau werden?«

»Weshalb nicht? Gegen den Mann kann Niemand etwas haben! Er hat ein sicheres Brod, und Niemand darf ihm Böses nachsagen.«

»Und sein Charakter?« fragte Berthold gewaltsam sich bezwingend.

»Sein Charakter?« wiederholte der Wirth, indem er den jungen Mann erstaunt anblickte.

»Er ist ein solider Mensch und ich kann nicht anders sagen, als daß er mir gefällt; was wollen Sie mehr?«

»Liebt Röschen ihn?«

»Na, wenn ich nun auch danach noch mich richten sollte, dann hätte ich wahrhaftig viel zu thun! Röschen

ist noch sehr jung und wenn ihr Mann sie gut behandelt, dann wird sie ihn gewiß lieb gewinnen, es kommt also ganz auf ihn an, ob's eine glückliche Ehe wird. Und weshalb sollte er sie nicht gut behandeln? Sie ist ja so sanft und geduldig –«

»Wohl zu sanft und zu geduldig für einen solchen Mann, der ihren Werth nicht zu würdigen weiß!« fiel Berthold ihm ärgerlich in's Wort. »Ich würde es dem Mädchen allein überlassen die Entscheidung zu treffen.«

»Glauben Sie, daß sie anders lauten würde, als die Entscheidung ihres Vaters?« fragte der Lindenwirth mit leisem Spott.

»Es wäre ja immerhin möglich.«

»Nein, Herr Hasting; schon deshalb nicht, weil es hier nicht Sitte ist, daß die Kinder in solchen Dingen mit reden. Es kommt wohl vor, daß ein Pärchen sich zusammenfindet, aber ob eine Hochzeit daraus werden soll, darüber haben nur die Eltern zu bestimmen.«

»Und dabei wird das Glück der Kinder wohl nicht in Betracht gezogen?«

»Wie Sie nur reden können!« sagte der Lindenwirth achselzuckend. »Die alten Leute sind doch verständiger und reicher an Erfahrung, wie die jungen, schon darin liegt eine Bürgschaft für eine glückliche Ehe.«

Berthold schüttelte mißbilligend das Haupt.

»Sehr häufig, ja wohl in den meisten Fällen sind andere Interessen entscheidend,« erwiderte er. »Der reiche

Bauer ist stolz auf sein Geld, er würde es als eine Mesalliance betrachten, wenn sein Sohn ein armes Mädchen heiratete.«

»Ich gebe zu, daß dieß in einzelnen Fällen zutrifft, aber diese Fälle sind sehr selten. In der Regel sind die reichen Burschen und Mädchen selbst zu stolz, um eine solche Heirat zu schließen, und dann sorgen auch die Alten schon frühe dafür, daß ihre Kinder nicht mit der ärmeren Classe in Berührung kommen. Und in dem vorliegenden Falle kann ja wohl gar keine Rede davon sein, denn ich bin kein reicher Mann, und der Förster Schulz hat auch nicht mehr als sein Diensteinkommen. Wenn er später einmal die Wirthschaft hier übernehmen will, haben die Beiden auch ihr Auskommen, aber sie müssen sich dafür rechtschaffen plagen. Na, und dann ist es auch gut, daß das Mädcl unter die Haube kommt,« fuhr der alte Mann redselig fort, »in der letzten Zeit hat sie gar keine Ruhe gehabt vor den jungen Burschen, und aus der Stadt kamen auch Herren, um ihr schöne Worte zu sagen.«

»So ist es also beschlossen, daß sie den Förster heiraten soll?« fragte Berthold.

Der Wirth nickte bejahend.

»Hat er die Zusage schon?«

»Ich hab' sie ihm gegeben.«

Ein Zug der Bitterkeit umspielte die Mundwinkel des jungen Mannes, er mußte unwillkürlich daran denken, daß er wohl eben so rasch die Zusage erhalten haben würde, wenn er nur dem Förster zuvorgekommen wäre. Röschen wurde ja nicht einmal gefragt, ob sie den Mann

liebe, der um ihre Hand werbe, sie mußte, wie in allen andern Stücken, so auch in diesem dem Willen des Vaters sich fügen.

Und doch tadelte derselbe Mann, der von seinem eigenen Kinde diesen unbedingten Gehorsam forderte, die Unversöhnlichkeit des Grafen Leonard von Friedberg, der seiner Tochter nicht vergeben wollte, daß sie seinem Willen sich nicht unterworfen hatte.

Darin lag ein Widerspruch, aber was nützte es, daß man ihn darauf aufmerksam machte?

»Ich hoffe, Sie werden zur Hochzeit noch hier sein,« sagte der Lindenwirth nach einer Pause, »es wird eine fröhliche Hochzeit werden.«

»Wissen Sie das jetzt schon so bestimmt?« fragte Berthold höhnisch. »Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben und was die Zukunft ihm birgt, weiß Niemand voraus. Ich bedauere übrigens sehr, von Ihrer Einladung keinen Gebrauch machen zu können, ich werde schon bald abreisen.«

»Doch nicht in den ersten Wochen?«

»Vielleicht schon in der nächsten Woche.«

»Ah – das hatte ich nicht erwartet.«

»Ich glaube, schon mehrmals darüber gesprochen zu haben,« sagte der junge Mann, der sich nicht in der Stimmung befand, das Gespräch fortzusetzen. »Was soll ich auch hier noch? Meine Arbeit ist in einigen Tagen beendet und Sie werden es begreiflich finden, daß ich mich darnach sehne, in mein Atelier zurückzukehren.«

Er hatte sich bei den letzten Worten erhoben; mißmuthig warf er die erloschene Cigarre in den Aschenbecher, dann verließ er die Schenkstube.

Er wollte in sein eigenes Zimmer gehen; am liebsten wäre er heute noch abgereist.

Im Begriff, die Treppe hinaufzusteigen, vernahm er die Stimme Röschens, er blieb stehen, Röschen stand in der Küche bei dem Förster, er hielt ihre Hand in der seinigen, und seine heitere Miene ließ errathen, daß er soeben das Jawort erhalten hatte.

Röschen hingegen war ernst, weder Freude noch Glück leuchtete aus ihren schönen Augen, Purpurgluth übergieß ihr Antlitz, als sie, aufblickend, den Maler bemerkte.

Auch der Förster sah ihn jetzt, er warf ihm einen drohenden Blick zu und ging an ihm vorbei in die Schenkstube.

Berthold trat, einem inneren Drange folgend, auf Röschen zu.

»So ist es geschehen?« fragte er mit bewegter Stimme.
»Sie haben ihm Ihre Zusage gegeben?«

Das Mädchen sah ihn betroffen an und schlug verwirrt die Augen nieder.

»Ich konnte nicht anders,« antwortete sie.

»Sie mußten, Röschen?«

»Der Vater wollte es.«

»Seien Sie aufrichtig,« sagte Berthold, »Sie haben mich so oft Ihren Freund genannt, antworten Sie nun auch dem Freunde. Wollen Sie das?«

»Wenn ich es kann,« erwiderte Röschen erglühend.

»Sie können es. Lieben Sie den Förster?«

»Sonderbare Frage! Ich bin ja mit ihm verlobt!«

»Verlobt auf Befehl Ihres Vaters! Ich frage Sie, ob Sie ihn lieben?«

»Nein,« flüsterte das Mädchen.

»Und trotzdem wollen Sie –«

»Schelten Sie mich nicht, von Ihnen könnte ich am wenigsten einen Vorwurf ertragen. Sie wissen nicht, wie es hier Gebrauch ist. Wenn die Eltern einen Heiratsantrag angenommen haben, dann müssen die Kinder gehorchen.«

»Müssen? Hat Comtesse Friedberg sich diesem Zwang unterworfen?«

»O, das war eine andere Sache,« erwiderte Röschen rasch.

»Nicht doch, Röschen, und ich glaube, Ihr Vater wäre vernünftiger gewesen, wie der Graf Leonard, Sie hätten ihm nur energisch entgetreten müssen.«

Das Mädchen schüttelte zweifelnd den Kopf.

»Mein Vater ist auch eigensinnig,« sagte sie. »Wenn Sie ihm gesagt hätten, Sie liebten den Förster nicht und auf Liebe müsse eine Ehe gegründet sein, wenn sie glücklich werden solle –«

»Das habe ich ihm gesagt!«

»Und was antwortete er Ihnen?«

»Daß nach der Hochzeit die Liebe sich finden werde.«

»Und damit haben Sie sich beruhigt?« fragte Berthold.

»Sie durften es nicht, Sie haben Ihr Lebensglück in den

Staub getreten – und auch das meinige!« fügte er leise hinzu.

»Das Ihrige?« erwiderte Röschen betroffen.

»Haben Sie selbst noch nicht daran gedacht?«

Sie versuchte, ihn anzuschauen, aber sie konnte es nicht, es lag etwas in seinem Blick, was ihr das Blut in den Adern stocken machte.

»Ich will es Ihnen offenherzig gestehen,« fuhr Hasting fort; »ich hatte mich der süßen Hoffnung hingegeben, daß Sie als meine Gattin mich fortan durch das Leben begleiten würden, nun hat Ihre Verlobung diese Hoffnung vernichtet.«

Das Mädchen wußte nicht, wohin sie den Blick wenden sollte, um seinem Blick nicht zu begegnen, ihr Antlitz glühte bis zu den Schläfen hinauf.

»Das konnten Sie nicht hoffen,« sagte sie.

»Weshalb nicht, Röschen?«

»Ich wäre ja nicht würdig gewesen, Ihre Gattin zu werden. Was würden die Leute dazu gesagt haben?«

»Kümmerte das uns?«

»O, gewiß Herr Hasting! Sie würden auf die Wirthstochter hinuntergesehen haben –«

»Und wenn sie es tausendmal gethan hätten, unser Glück konnten sie uns nicht rauben.«

»Sie würden dann bereut haben, daß –«

»Röschen, halten Sie mich so wankelmüthig?« fiel Berthold dem jungen Mädchen vorwurfsvoll in's Wort.

»Meine Liebe würde dem Urtheile der Menge entgegengetreten sein, und wie bald ändert ein solches Urtheil sich!«

Wieder schüttelte Röschen das Haupt.

»Es ist wohl besser, daß es so gekommen ist,« sagte sie leise, »das Schicksal hat es so gewollt. Und ich darf ja auch jetzt nicht mehr das alles hören, Herr Hasting, ich bin die Braut eines Anderen.«

Unwiderruflich?«

»Der Förster hat mein Wort.«

»Ich fürchte, Sie werden an seiner Seite nicht glücklich werden.«

»Weshalb fürchten Sie es?«

»Weil mir der Mann nicht gefällt.«

»Darauf kann man nicht gehen,« erwiderte Röschen, aber das frühere Lächeln wollte die rosigen Lippen nicht mehr umspielen; »ich glaube, Schulz ist ein braver Mann, und wenn er mich wirklich so sehr liebt, wie er sagt, dann wird er auch sorgen, daß ich glücklich werde. Ich muß das der Zukunft überlassen, und wie es auch kommen mag, ich muß es annehmen als eine Fügung des Schicksals.«

»Weil Sie übereilt gehandelt haben!« sagte Berthold.
»Wenn Sie mir nur Vertrauen geschenkt hätten!«

»Nachdem mein Vater dem Förster die Zusage gegeben hatte, durfte ich nicht mehr nein sagen.«

Der junge Mann wollte eine Erwiderung geben, er konnte die Hoffnung, seinen Wunsch erfüllt zu sehen, noch immer nicht fallen lassen, aber der Förster trat in

diesem Augenblicke in die Küche, und der feindselige, trotzig herausfordernde Blick dieses Mannes hatte so viel Unangenehmes, daß Berthold vorzog, sich zu entfernen.

Er las ja in diesem Blick, daß die unschuldigste Bemerkung zu einem Wortwechsel führen konnte, und Röschen würde darunter jedenfalls am meisten gelitten haben.

Er ging nicht in sein Zimmer, er mußte hinaus, er wollte einen weiten Spaziergang machen, auf dem und durch den er seiner Erregung Herr zu werden hoffte.

Es war Alles für ihn verloren, er wußte es jetzt, das gegebene Wort band Röschen an den Mann, dem sie sich verlobt hatte, und seine Ehre gestattete ihm nicht, zu intriguiren und sich zwischen die Beiden zu drängen.

Er wollte sich beeilen, seine Arbeit zu beenden und alsdann abreisen; ob er im nächsten Jahre wieder komme, wußte er heute noch nicht.

Er zürnte dem Mädchen; sie hätte ihm ja nur eine leise Andeutung geben können, daß sie ihn liebe, so würde er sich erklärt haben, und dann wäre sein heißester Wunsch in Erfüllung gegangen, aber ihre Kälte und Zurückhaltung hatten ihn abgeschreckt, daß er es nicht wagte, sie zu fragen, ob sie seine Liebe erwidere.

Trotz des Regens wanderte Berthold durch Wald und Feld, und die Dämmerung brach schon herein, als er an die Heimkehr dachte.

Es war ruhiger geworden in seinem Innern; was half auch alles Klagen, er mußte das Unabänderliche tragen wie ein Mann.

Rascher schritt er jetzt durch den Wald, es war kalt und rauh geworden, der junge Mann sehnte sich nach dem schützenden Obdach.

Da hörte er plötzlich einen Schuß fallen, ein zweiter folgte im nächsten Augenblick.

Berthold blieb stehen, aber nach kurzem Ueberlegen setzte er seinen Weg fort, vermuthend, daß die Schüsse von einem Jäger abgefeuert worden seien.

Er war schon eine kurze Strecke entfernt, als abermals ein Schuß fiel, scharf und deutlich vernahm er ihn, der Wind trug den Schall zu ihm herüber.

Dieser letzte Schuß war ihm auffallend, weil eine so große Pause zwischen ihm und den beiden früheren Schüssen lag, aber er dachte nicht weiter darüber nach, er setzte seinen Weg fort, und als er die Schenke erreichte, hatte er die Schüsse schon vergessen.

An diesem Abend sah er Röschen nicht mehr, der Lindenwirth war auch schweigsam, so zog er sich früh in sein Zimmer zurück, wo er noch Briefe schreiben wollte.

Als er am nächsten Morgen in gewohnter Weise und zur gewohnten Stunde, vor dem Schlosse stand, mußte er mehrmals die Glocke ziehen, ehe ihm geöffnet wurde.

Und als dieß letztere endlich geschah, stand ein fremder Mann in der Livrée Philipps vor ihm, ein Mann, den er nie zuvor gesehen hatte.

»Wo ist der Alte?« fragte Berthold, während er zögernd eintrat.

»Todt,« antwortete der Diener mit dumpfer Stimme.

»Unmöglich!« rief der junge Mann bestürzt. »Als ich gestern ihn verließ, war er noch frisch und gesund.«

»Es ist Mancher frisch und gesund gewesen, der eine Stunde später auf der Bahre lag.«

Mit wachsendem Entsetzen blickte Berthold den alten Mann an, dessen dunkle Worte in seiner Seele furchtbare Ahnungen weckten.

»Sie sind wohl der Maler, Herr Hasting?« fragte der Diener nach einer kleinen Pause.

»Das ist mein Name, und Sie?«

»Ich bin ein Vetter Philipps und habe seine Stelle übernommen.«

»Er hat mir nie gesagt, daß er einen Vetter besitze,« warf Berthold ein, der jetzt Mißtrauen gegen diesen Mann hegte.

»Glauben Sie denn, daß er Ihnen alle seine Geheimnisse mitgetheilt hat?«

»Ich glaube, daß er vor mir keine Geheimnisse hatte!«

»Oho!« sagte der alte Mann überrascht. »Dann müssen Sie auf einem sehr vertrauten Fuß mit ihm gestanden haben! Ich möchte Sie nur Eines fragen: wovon lebte er?«

»Von den Trinkgeldern, die ihm die Fremden gaben.«

»Hm, es ist am Ende nicht schwer, das zu errathen. Uebrigens bezog er auch Gehalt von seinem Herrn.«

»Wenn Sie das glauben, so will ich Ihnen diesen Glauben nicht nehmen, ich weiß es besser.«

Der alte Mann zog die Stirne in Falten und warf einen unfreundlichen Blick auf seinen Begleiter, der am Fuße der Treppe stehen blieb.

»Sie scheinen mehr zu wissen, als er selbst wußte,« sagte er. »Vielleicht verdanken Sie das Ihrer Neugier; es gibt ja Menschen, die ihre Nase in Alles hineinstecken müssen, die nicht ruhen, bis sie Alles und Jedes erforscht haben.«

»Ihnen darauf eine Antwort zu geben, fühle ich keine Lust,« erwiderte Berthold; »es müßte eine derbe Antwort sein, ich will Ihnen und mir den Aerger ersparen.«

»Und Ihnen will ich auch die Mühe ersparen, zu erforschen, wie es so rasch gekommen ist, daß ich in die Stelle Philipps eingetreten bin. Ich kam gestern Abends hieher, um meinen Vetter zu besuchen; seit Jahren hatte ich ihn nicht gesehen, ich war inzwischen mit meinem früheren Herrn in Italien gewesen. Als ich hier ankam, fand ich den Herrn Grafen in Verzweiflung; er suchte seinen Diener, dessen plötzliches Verschwinden ihm ein Räthsel war. Wir warteten oben in der Bibliothek und gingen später noch einmal hinunter um zu sehen, ob er noch nicht zurückgekehrt war. In seinem Zimmer fanden wir ihn auf dem Fußboden, blutend, dem Tode nahe.«

»Blutend? fragte Berthold entsetzt. »Was wollen Sie damit andeuten? Ich bitte Sie, drücken Sie sich etwas deutlicher aus.«

»Kommen Sie mit,« sagte der alte Mann, dann schritt er rasch auf das Wohnzimmer Philipps zu. »Hier vor der Leiche will ich den Mörder dieses braven Mannes anklagen, von Ihnen verlange ich, daß Sie diese Anklage

verfolgen. Er war mit seiner Büchse in den Wald gegangen, um ein Stück Wild zu schießen, nicht für sich, sondern für seinen Herrn. Es war ein Vergehen, aber was hätte diese treue Seele nicht gethan, um seinem Herrn zu dienen! Sein ganzes Leben war ja nur eine Kette von Entsagungen und Sorgen, die er alle geduldig trug, weil er seinen Herrn nicht verlassen wollte. Er hatte schon einen Rehbock geschossen, aber der Lauf seiner Büchse war noch warm, als ihn eine Kugel in die Brust traf. Er brach zusammen, und der Mörder kümmerte sich nicht um ihn.«

»Und wer war der Mörder?« fragte Berthold, dessen starker Blick voll Entsetzen und Trauer auf der Leiche ruhte.

»Der Förster Schulz.«

»Schulz? Wissen Sie das bestimmt?«

»Philipp hat ihn erkannt, er hat ihn mit der Sicherheit der Ueberzeugung als seinen Mörder bezeichnet. Er hat vor seinem Tode gebeten, keine Anklage gegen diesen Mann zu erheben, weil er fürchtete, daß dadurch auch auf seinen ehrlichen Namen ein Schandfleck fallen könne, aber diese Anklage muß erhoben werden, der Mörder darf nicht straflos ausgehen.«

Berthold nickte zustimmend.

»Sie haben Philipp gekannt,« fuhr der alte Mann fort, »Sie wissen, daß er keiner Lüge fähig war. In seiner Todesstunde hat er ausgesagt, er habe nur einen Schuß aus seiner doppelläufigen Büchse abgefeuert, den Schuß auf den Rehbock, es sei ihm nicht eingefallen, den Förster zu

bedrohen. In demselben Augenblick, in dem er den Förster hinter einem Baume entdeckt habe, sei er auch schon verwundet zusammengebrochen. Wenn wir dieser Angabe Glauben schenken, und nichts berechtigt uns, sie zu bezweifeln, dann können wir nicht annehmen, daß dieser Mord von Seiten des Försters ein Act der Nothwehr gewesen sei.«

»Der Förster aber wird ihn als solchen schildern,« sagte Berthold, aus seinem Brüten auffahrend.

»Gewiß, indeß, wenn der zweite Lauf der Büchse noch geladen ist, so beweist dieß ja, daß Philipp nicht auf den Förster geschossen haben kann. Allerdings ist es auch möglich, daß Schulz später den zweiten Lauf abgeschossen hat; man müßte vor allen Dingen die Büchse suchen, die Philipp im Walde zurückgelassen hat.«

Berthold erinnerte sich der drei Schüsse, die er am Abend vorher im Walde gehört hatte. Wenn er nur in jenem Augenblicke eine Ahnung von diesem entsetzlichen Ereigniß gehabt hätte! Er war ja dem Schauplatz der That so nahe gewesen, vielleicht hätte er den Mörder auf der That ertappt!

»Ich möchte darüber mit dem Herrn Grafen reden,« sagte er nach kurzem Nachdenken.

»Graf Friedberg will keinen Menschen empfangen.«

»Unter den jetzigen Verhältnissen wird er es wohl müssen.«

»Wer könnte ihn dazu zwingen?«

»Das Gericht!«

»Pah, in seinem Hause ist er Herr, und Graf Friedberg wird sein Hausrecht unter allen umständen zu wahren wissen,« sagte der alte Mann. »Er hat mir gesagt, daß er nur Ihnen erlaube, das Schloß zu betreten, daß er aber an diese Erlaubniß die Hoffnung knüpfe, Sie würden diesen Mord rächen.«

»Eben darüber möchte ich mit ihm berathen,« erwiderte Berthold ungeduldig.

»Berathen Sie mit mir, ich werde dem Grafen Bericht erstatten. Wollen Sie es übernehmen, die Büchse im Walde zu suchen? Sie werden ohne dieß heute nicht arbeiten können –«

»Ich übernehme es,« sagte Berthold rasch, »ich kann es um so besser, da ich gestern Abend im Walde die Schüsse gehört habe, also mit ziemlicher Sicherheit weiß, wo ich den Schauplatz des Verbrechens suchen muß.«

»Wie viele Schüsse hörten Sie?«

»Drei.«

»Folgten sie rasch nacheinander?«

»Nein, der dritte Schuß fiel erst später, zwischen ihm und den beiden vorhergegangenen Schüssen lag eine ziemlich große Pause.«

»Da haben wir's ja! Der Mörder hat den zweiten Lauf abgefeuert –«

»Und wenn er es auch nicht gethan hätte, was würde die Kugel im Laufe beweisen? Schulz kann ja behaupten, die erste Kugel habe ihm und nicht dem Reh geglitten, er selbst habe später das Reh erlegt. Er kann auch sagen, der Erschossene habe ihn mit der Büchse bedroht und in

Folge dessen sei er gezwungen worden, dem alten Mann zuvorzukommen. Wer will und kann dagegen zeugen?«

»Wir! dieser brave Mann ist gewiß nicht mit einer Lüge in das Jenseits hinübergegangen.«

»Davon sind wir Beide allerdings überzeugt, aber gilt die persönliche Ueberzeugung eines Zeugen vor dem Richter als giltiges Zeugniß? Zeugt nicht die Wunde selbst für den Mörder? Das Gesetz gestattet unter gewissen Bedingungen die Nothwehr, und daraus, daß der Erschossene in die Brust getroffen ist, läßt sich schon der Schluß ziehen, daß er in drohender Haltung seinem Gegner gegenüber gestanden hat. Großen Hoffnungen dürfen wir uns nicht hingeben, so weit ich den Förster kenne, haben wir es mit einem schlaunen, geriebenen Menschen zu thun, der jedenfalls sich auf die Anklage schon vorbereitet hat.«

Berthold hatte inzwischen das Zimmer verlassen, der alte Mann folgte ihm zur Hausthür.

»Sie wollen mich also nicht dem Herrn Grafen melden?« fragte er.

»Es wäre nutzlos,« erwiderte der Diener. »Aber ich werde ihm sagen, daß Sie so bereitwillig seinen Wunsch erfüllt haben.«

»Das zu thun ist meine Pflicht!«

»Nicht Jeder würde es für seine Pflicht halten.«

»Der alte Mann hat mir so viel Freundschaft bewiesen und dem Grafen schulde ich ja auch Dank dafür, daß er mir erlaubt hat, die Gemälde zu copiren. Und nun noch Eins,« fuhr Berthold fort, »nehmen Sie mir meine Worte

nicht übel, ich spreche ungern über das Thema, aber es muß sein. Philipp hat mir einmal alle Verhältnisse aufgedeckt, es geschah dieß bei einer besonderen Gelegenheit, die ich Ihnen erzählen will, damit Sie nicht glauben, Ihr Vetter habe aus Geschwätzigkeit mir jene Mittheilungen gemacht. Eines Tages wurde der alte Mann im Waffensaale von zwei Fremden überfallen, welche die Sammlung berauben wollten. Sie hatten ihn bereits geknebelt und gefesselt, als ich auf seinen Hilferuf herbeikam. Die Strolche wurden verscheucht und flüchteten durch das Zimmer Philipps, sie nahmen die Ersparnisse des alten Mannes mit, die in der Tischschublade lagen. Die Verfolgung der Burschen wollte Philipp nicht, weil er entdeckt hatte, daß sie den Raubanfall im Auftrage des Grafen Willibald gemacht hatten –«

»Ist das Wahrheit?« fragte der alte Mann mit scharfer Betonung.

Berthold erschrak, als er in das todtbleiche Antlitz schaute, dessen Züge entstellt, verzerrt waren.

»Sie sagten vorhin selbst, Philipp habe niemals eine Lüge gesagt,« erwiderte er, »übrigens traf ich eine Stunde später den Grafen Willibald unten in der Schenke, wo ich die Tochter des Wirthes gegen seine beleidigende Zudringlichkeit in Schutz nehmen mußte. Bei dieser Gelegenheit klagte der alte Mann mir, die ihm geraubte Summe sei für den Winter bestimmt gewesen, Graf Leonard habe keine Einkünfte mehr, aber er dürfe doch nicht wissen, daß er von den Trinkgeldern der Fremden ernährt

werde. Ich sage Ihnen das im Vertrauen. Sie werden davon keinen Gebrauch machen, wenn wir Freunde bleiben sollen. Ich vermuthete nun, daß der Herr Graf Mangel leiden wird, wenn wir uns nicht seiner annehmen, und diese Befürchtung ist um so peinlicher, weil ich mit der Comtesse Meta und deren Gemahl in freundschaftlichem Briefwechsel stehe. Der Noth könnte sehr rasch ein Ende gemacht werden, wenn der Graf sich zur Aussöhnung mit seiner Tochter entschließen wollte, aber alle Versuche sind an seinem Stolz und seinem Eigensinn gescheitert, und ich glaube, es wäre nutzlos, wenn wir einen abermaligen Versuch machen wollten, so müssen wir durch andere Mittel der Noth vorbeugen, meinen Sie nicht auch?«

Der alte Mann sah den Fragenden starr an, es schien fast, als ob er ihn nicht recht verstanden hätte.

»Ich werde den Lindenwirth beauftragen jeden Mittag zwei Portionen Essen und eine Flasche Wein bereit zu halten; wenn Sie nun sich bemühen wollen –«

»Mein Herr, das wäre ein Almosen!« fuhr der Diener heraus. »Daß Sie es anbieten, ist für uns eine Beleidigung.«

»Bitte, urtheilen Sie nicht so vorschnell –«

»Ich nehme es nicht an.«

»Wenn Sie es für Ihre Person nicht wollen, so kann ich Sie freilich nicht dazu zwingen aber ich gebe Ihnen zu bedenken, daß die Rücksicht auf den Herrn Grafen Ihnen gebietet –«

»Almosen anzunehmen?«

»So nennen Sie es doch nicht Almosen! Ihnen kann es doch gleichgiltig sein, wer später die Rechnung bezahlt, Sie haben sich darum nicht zu kümmern, und der Herr Graf wird auch darum nicht angegangen werden. Aber wenn Ihr Stolz Ihnen nicht erlaubt, das Essen aus dem Wirthshause zu holen so finde ich das eher begreiflich, also werde ich mir erlauben, es hieher zu schicken.«

»Ich werde es nicht in Empfang nehmen.«

»Wirklich nicht?«

»Nein.«

»Sie würden Ihren Herrn verhungern lassen?«

»O, mein Herr, so weit sind wir noch nicht!«

»Aber wir könnten so weit kommen, wenn wir eigensinnig jede Hilfe verschmähen.«

»In diesem Falle wäre es besser, zu verhungern, als von Almosen zu leben.«

»Ich will Ihnen meine Ansicht ganz offen sagen,« erwiderte Berthold ärgerlich. »Sie sind ein Narr, und wenn Sie das, was ich Ihnen schicke, nicht annehmen, so werde ich mir den Zutritt zu dem Grafen Leonard erzwingen. Nöthigenfalls mit Gewalt, verstehen Sie mich? Ich werde dann sofort an Comtesse Meta schreiben, sie und ihr Gemahl sollen mich begleiten, und wenn Sie mir die Thüre nicht öffnen wollen, so lasse ich sie durch die Polizei erbrechen. Glauben Sie denn, ich werde ruhig zusehen, daß der alte Herr verhungert? Ich will Ihrem Stolze und Ihrem Ehrgefühl, wenn Sie es so lieber nennen hören, gerne eine gewisse Berechtigung zugestehen und den Wirth anweisen, das Geschirr hier vor dem Portal niederstellen

zu lassen, aber ich erwarte von Ihnen, daß Sie es dort nicht stehen lassen. Und damit Gott befohlen; sobald ich die Büchse gefunden habe, komme ich zu Ihnen.«

Er nickte dem alten Manne zu und eilte, ohne eine Antwort abzuwarten, den Hügel hinunter.

Berthold wollte zuerst in die Lindenschenke gehen, um dort das Mittagsessen für den Grafen Leonard zu bestellen; er konnte ja nicht wissen, ob er aus dem Walde sobald zurückkehren würde.

In der Schenke angekommen, fand er Röschen und ihren Vater in der Küche; in seiner Aufregung, die ihm nicht erlaubte, über das, was er thun wollte, ruhig nachzudenken, rief er beide heraus, und als er sich mit ihnen in der Schenke befand, theilte er ihnen die Ermordung Philipps mit allen Nebenumständen mit.

Der Lindenwirth sank bei dieser Nachricht halb ohnmächtig in seinen Sorgenstuhl nieder, er konnte und wollte an ihre Wahrheit nicht glauben, er hatte ja den alten treuen Diener persönlich gekannt, und es war ihm schrecklich, glauben zu sollen, daß der Verlobte seiner Tochter einen Mord begangen habe.

Röschen dagegen bewahrte ihre Fassung, ernst blickte sie den jungen Mann an, wie wenn sie in seinen Zügen lesen wollte, ob er die Wahrheit gesagt habe.

Berthold konnte nicht lange bleiben, er bat die Beiden noch, einstweilen die strengste Verschwiegenheit zu beobachten, damit einer gerechten Untersuchung des Vorfalls nicht vorgegriffen werde, dann eilte er hinaus.

Röschen folgte ihm; der nächste Weg zum Walde führte durch den hinter der Schenke liegenden Garten, hier rief sie seinen Namen, er blieb stehen, um sie zu erwarten.

»Was wollen Sie nun thun?« fragte das Mädchen.

»Können Sie noch fragen?« erwiderte er. »Darf ich diesen Mord –«

»So glauben Sie wirklich, daß es ein Mord sei?«

»Ja, ich glaube es.«

»Dann müssen Sie auch Gründe haben, auf welche dieser Glaube sich stützt,« erwiderte Röschen, ihn ernst und voll anschauend.

Der junge Mann schlug vor ihrem Blick die Augen nicht nieder, er las ihre Gedanken in ihren Zügen.

»Sie haben einen schlimmen Verdacht auf mich geworfen,« sagte er. »Sie glauben, ich wolle diesen Vorfall benutzen, um Ihnen zu beweisen –«

»Herr Hasting, wenn ich das glauben könnte, dann würde ich die Achtung vor mir selbst verlieren,« fiel Röschen ihm rasch in die Rede. »Ich wünsche nur die Wahrheit zu wissen.«

»Ich kann Ihnen nicht mehr sagen, als das, was ich Ihnen schon berichtet habe. Sie haben den alten Philipp auch gekannt, also werden auch Sie einigermaßen beurtheilen können, ob dieser Mann den Förster bedroht hat. Ich glaube es nicht.«

»Wer kann wissen, unter welchen Verhältnissen die Begegnung stattgefunden hat!« antwortete das Mädchen. »Vielleicht hat der alte Mann das Gefängniß, den Verlust

seiner Ehre und seiner Freiheit gefürchtet, vielleicht hatte diese Furcht ihn bewogen, die Büchse auf den Förster anzuschlagen. Und wenn er das that, dann mußte Schulz, um das eigene Leben zu schützen, den Schuß auf ihn abfeuern, es blieb ihm ja nichts anderes übrig. Man muß Alles von zwei Seiten hören, Herr Hasting, und vorzüglich hier in diesem Falle wäre es ungerecht, nach eigenen Vermuthungen urtheilen zu wollen.«

»Eben deshalb will ich die Sache untersuchen,« sagte Berthold, der nicht begriff, daß das Mädchen den Förster so warm in Schutz nahm.

»Sie werden auch dem Gericht Anzeige machen?«

»Gewiß.«

»Das müssen Sie, ein so schrecklicher Verdacht darf auf dem Mann nicht ruhen bleiben, das Gericht muß die Untersuchung führen und ermitteln, ob der Förster schuldig ist, oder nicht.«

»Das soll geschehen, und damit es geschehen kann, werden Sie auch schweigen, Röschen, nicht wahr?«

»Liegt es nicht im Interesse meines Verlobten, daß ich schweige? Wenn ich ihm mittheile, welche Gefahr ihm droht, so würde man später sagen, er sei gewarnt worden, und dann hätte das Resultat der Untersuchung ja keinen Werth für ihn. Aber ich möchte Sie noch Eins fragen, Herr Hasting. Es scheint mir ziemlich unwahrscheinlich daß da eben jetzt der Vetter des Erschossenen die gräfliche Livrée tragen soll. Es wäre doch ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß er gerade gestern Abend angekommen ist, finden Sie das nicht auch?«

»Hm, ein solches Zusammentreffen kann man allerdings merkwürdig nennen, aber daß es möglich ist, lehrt die Erfahrung.«

»Ich will das zugeben, kann aber trotzdem meine Bedenken nicht fallen lassen. Ich bitte Sie, beschreiben Sie mir den neuen Diener.«

Berthold mußte lächeln.

»Ein hoher, schlanker Mann,« sagte er, »hager, mit grauem Bart und einer Glatze.«

»Haben Sie auf seine Hände geachtet?«

»Ich habe gesehen, daß der Mittelfinger der linken Hand fehlte.«

»So ist also meine Vermuthung richtig,« erwiderte Röschen leicht das Köpfchen schüttelnd, »es wäre ja ein zu merkwürdiger Zufall gewesen.«

»Und was vermuthen Sie?« fragte Berthold.

»O, ich weiß es nun mit Bestimmtheit, daß dieser angebliche Vetter der Graf selbst ist.«

»Barmherziger Gott!« rief der junge Mann bestürzt. »Und ihm selbst habe ich das Almosen angeboten? Ihm selbst habe ich gesagt, daß sein treuer Diener die Trinkgelder der Fremden benutzt habe, um ihn und sich selbst kümmerlich zu ernähren! Ich kann's nicht fassen, Röschen, ich glaube noch immer, es ist ein Irrthum –«

»Nein, nein, mir wird es immer klarer, daß es nicht anders sein kann. Graf Leonard hat, wie er Ihnen selbst sagte, mit seinem Diener noch gesprochen, ehe dieser starb; vielleicht hat Philipp ihm in der Todesstunde Eröffnungen über seine traurige Lage gemacht, so daß der Graf

sich gezwungen sah, sich mit einem Menschen in Verbindung zu setzen. Er wollte den Mord rächen, er mußte für die Beerdigung der Leiche und auch für sich selbst sorgen, und das überließ er lieber einem Anderen, um nicht selbst mit den Menschen in Berührung zu kommen. Und da Sie mit seinem Diener befreundet waren –«

»Sie haben Recht, Röschen,« fiel Berthold ihr in die Rede, »mir leuchtet das jetzt ein, ich hätte es direct errathen können. Nehmen wir also an, es sei so, müssen wir dann nicht um so größeres Mitleid mit dem alten Herrn empfinden? Muß es ihm nicht furchtbar sein, die Rolle eines Dieners spielen zu müssen? Schweigen wir also über unsere Vermuthung gegen Jeden und wenn wir ihm begegnen, so dürfen wir uns ihm gegenüber nicht verrathen. Er darf nicht ahnen, daß wir die Maske durchschauen, daß wir die Wahrheit wissen.«

»Es ist ja auch nicht nöthig, daß wir es ihn merken lassen,« erwiderte Röschen. »Er wird das Schloß nicht verlassen, also kommen Sie allein mit ihm in Berührung.«

»Und das Essen schicken Sie ihm, nicht wahr?«

»Jeden Mittag; ich denke, er wird es annehmen.«

»Ich hoffe Das auch,« antwortete Berthold. »Sagen Sie Ihrem Vater auch nichts, es ist nicht nöthig, daß er das Geheimniß jetzt schon erfährt, er könnte sich veranlaßt sehen, es auszuposaunen, und wenn Graf Leonard Kenntniß davon erhielte, so würde er Niemanden mehr einlassen.«

Der junge Mann setzte jetzt seinen Weg fort, die Mittheilungen Röschens hatten ihn erschüttert. Ihre Wahrheit

konnte er nicht bezweifeln, er erinnerte sich jetzt auch mancher Antwort und manches Blickes des alten Mannes, welche sie bestätigten.

Wie schwer mußte es dem stolzen Manne geworden sein, die Livrée anzulegen!

Welche Ueberwindung mußte es ihn gekostet haben, mit dem Maler wie mit Seinesgleichen zu reden!

Und nun hatte Berthold ihm auch noch den Raubanfall mit allen Nebenumständen berichtet und dadurch den Haß des Vaters gegen den eigenen Sohn genährt.

Es war seine Pflicht, dem Gatten der Comtesse Meta über die so plötzlich veränderten Verhältnisse Bericht zu erstatten; er that es ungern, er fürchtete, daß Ladenburg nach Erhalt dieses Briefes sofort mit seiner Frau kommen werde, um eine Begegnung mit dem Grafen zu erzwingen, und daß diese Begegnung nicht das gewünschte Resultat haben werde, war vorauszusehen, im Gegentheil, sie konnte nur die Sachlage verschlimmern.

In Gedanken darüber versunken, Pläne ersinnend und wieder verwerfend, suchte Berthold den Schauplatz des Verbrechens auf.

Er fand den Ort bald, an welchem er die Schüsse vernommen hatte, von ihm aus schlug er die Richtung ein, aus welcher der Schall gekommen war.

Er braucht nicht lange zu suchen, Blutspuren, die er auf dem dürren Laube deutlich bemerkte, zeigten ihm den Weg bis zu dem Platze, auf welchem der alte Mann gelegen hatte.

Hier war das Laub niedergedrückt, und auf derselben Stelle lag auch die Büchse Philipps.

Beide Läufe waren abgefeuert, wie Berthold es vermuthet hatte. Er legte übrigens hierauf kein Gewicht, es waren bei der That keine Zeugen zugegen gewesen, also konnte der Förster behaupten, was er wollte, ohne befürchten zu müssen, daß seine Aussagen widerlegt würden.

Mit der Büchse auf der Schulter trat Berthold den Rückweg an, die Stelle, auf der sie gelegen hatte, bezeichnete er zuvor mit dürren Reisern.

Es war bereits Nachmittag, als Berthold im Schlosse ankam; der alte Mann schien ihn mit Ungeduld erwartet zu haben. Sofort bezeichnete er die Büchse als das Eigenthum Philipps, er verlangte auch jetzt wieder unverzügliche und energische Einleitung der gerichtlichen Untersuchung, und Berthold mußte, um diesem Verlangen Folge zu geben, sofort zur nächsten Stadt gehen, um den Staatsanwalt von dem Geschehenen in Kenntniß zu setzen.

Eine Postverbindung gab es so wenig, wie eine andere Fahrgelegenheit, der junge Mann sah sich daher genöthigt, den ziemlich weiten Weg zu Fuß zurückzulegen.

Bevor er ihn antrat, wollte er in der Schenke einen Imbiß nehmen, und als er die Thür des Gastzimmers öffnete, fiel sein erster Blick auf den Förster.

Die Begegnung mit diesem Manne berührte ihn unangehm, sie war ihm um so peinlicher, weil er wußte, daß

der Förster ihn für seinen Nebenbuhler hielt, seinen Bemühungen also unlautere Absichten unterschieben konnte.

Aber zurückziehen mochte er sich nun auch nicht mehr, das hätte ja als Feigheit gedeutet werden können; so trat er denn ein, mit der Büchse des Ermordeten in der Hand.

Im ersten Augenblicke war der Förster erbleicht dann aber flammte es jäh in seinen Augen auf.

»Sie gehen wohl auch auf die Jagd?« fragte er höhnisch; »darf man fragen, wer Ihnen die Erlaubniß dazu gegeben hat?«

»Niemand,« antwortete Berthold mit einem durchdringenden Blick auf den Förster, der ihm frech in's Gesicht schaute.

»Dann sehen Sie sich vor, unsere Jagdgesetze spaßen nicht!«

»Ich bin auf der Jagd nach einem anderen Wilde,« sagte der junge Mann, seine Erregung bezwingend, »zu dieser Jagd bedarf ich keiner besonderen Ermächtigung.«

Der Förster lachte.

»Sie scheinen mit den hiesigen Verhältnissen unbekannt zu sein,« erwiderte er, »mein Herr ist ganz allein berechtigt, hier zu jagen, und wer ihm in's Gehege kommt, der hat's mit mir zu thun.«

»So hat wohl auch der Eigenthümer dieser Büchse mit Ihnen zu thun gehabt?« fragte Berthold scharf.

Der Förster bemerkte nicht, daß in diesem Augenblicke Röschen eintrat; er zuckte die Achseln und antwortete mit schneidendem Hohn: »Kann sein! Wenn ein Wilderer mich bedroht, schieße ich ihn nieder.«

»Und dann lassen Sie ihn liegen, nicht wahr?«

»Was kümmert denn mich ein todter Mann?«

»Der Mann nicht, aber die Büchse. Ehe man den Ort der That verläßt, muß die Büchse abgefeuert werden, damit es den Anschein gewinnt, als ob der Erschossene wirklich seinen Mörder bedroht habe.«

Starr blickte der Förster seinen Gegner an, die in ihm auflodernde Wuth verzerrte sein Gesicht.

»Was wollen Sie damit sagen?« fragte er heiser.

»Sie werden diese Frage selbst beantworten können, wenn ich Ihnen sage, daß ich diese Büchse im Walde gefunden habe,« erwiderte Berthold, der seiner Erregung kaum noch gebieten konnte.

»He, was wird dadurch bewiesen?«

»Bewiesen? Nichts! Aber wir haben andere Beweise, die sich theils auf eigene Entdeckung, theils auf die letzten Aussagen des Ermordeten stützen.«

Mit einem Wuthschrei sprang Schulz von seinem Sitz empor, aber rasch trat Röschen zwischen die erregten Männer.

»Das Gericht muß entscheiden,« sagte sie mit fester Stimme, »die Wahrheit muß und wird an den Tag kommen.«

»So weißt Du schon, wessen dieser Mann mich beschuldigt?« rief der Förster, mit der Faust auf den Tisch

schlagend. »Ich lasse mir das nicht gefallen, und wenn Du mit ihm halten willst, dann sind wir Beide geschiedene Leute! Gefällt Dir der feine geschniegelte Herr besser, dann –«

»Glauben Sie mit solchen Schimpfreden sich vertheidigen zu können?« fiel Berthold ihm in's Wort. »Röschen hat Recht, das Gericht muß entscheiden, und wenn Sie sich frei von Schuld wissen, so können Sie ja dieser Entscheidung ruhig entgegensehen.«

»Nicht das allein, ich selbst werde sie beantragen,« rief der Förster, und abermals fiel seine Faust dröhnend auf den Tisch. »Ich hätte schon die Anzeige gemacht, wenn es mir nicht von meinem Herrn verboten worden wäre, aber jetzt muß und soll es geschehen. Sie waren wohl mit dem alten Wilddieb befreundet? Der Kerl hat sich manchen Braten aus unseren Forsten geholt, er nagte ja sammt seinem verrückten Herrn am Hungertuche.«

»Pfui!« sagte Röschen entrüstet.

»Was wahr ist, spreche ich ohne Scheu aus,« höhnte Schulz. »Ich hab' lange Zeit Mitleid mit dem alten Spitzbuben gehabt, aber zuletzt wurde es mir doch zu toll.«

»Es war das erstemal, daß er unbefugter Weise auf die Jagd ging,« sagte Berthold, der jetzt diesen Menschen verachtete.

»Wissen Sie das so genau?« rief der Förster, in dessen Augen abermals der Jähzorn aufblitzte. »Daß Sie ihn in Schutz nehmen, läßt sich begreifen, aber Sie dürfen nicht behaupten, was nicht wahr ist. Sie haben wohl auch gesehen, daß er die Büchse nicht auf mich anschlug, und

daß die Kugel nicht an meinem Ohr vorbeipfiff? Gehen Sie, ich werde auch gehen und die Untersuchung beantragen.«

Röschen hatte ihrem Verlobten den Rücken gewendet, und deutlich las Berthold in ihrem schönen Gesichte die Verachtung, die auch ihre Seele erfüllte.

Sein herzloses, rohes Benehmen mußte sie nun erkennen lassen, welchem Manne sie ihre Zukunft anvertrauen wollte, sie mußte mit ihrem reinen, unschuldvollen Herzen zurückbeben vor diesem charakterlosen Burschen, der mit kaltem Blute einen Menschen erschießen konnte.

Berthold fühlte sich nicht geneigt, das Gespräch noch länger fortzusetzen, unter dem Hohnlachen des Försters verließ er die Schenke, um den Weg zur Stadt anzutreten.

Er wußte jetzt, daß er es mit einem Gegner zu thun hatte, der auf Alles vorbereitet war, der kein Bedenken trug, in diesem Kampfe jede, auch die schlechteste Waffe zu benützen, aber das konnte ihn nicht zurückschrecken, er wollte den Kampf aufnehmen und mit Energie durchführen, er war das jetzt seiner eigenen Ehre schuldig.

VII.

Die Anklage gegen den Förster Schulz war von der Staatsanwaltschaft angenommen worden, aber die Untersuchung hatte keineswegs den erwarteten Erfolg.

Die Gerichtsbeamten waren im Schlosse gewesen, sie hatten die Leiche besichtigt und die letzten Aussagen des Erschossenen zu Protokoll genommen, sie hatten sich auf den Schauplatz des Verbrechens verfügt und dort den

Maler Hasting verhört, aber der Förster blieb bei seiner Behauptung, daß er um sein eigenes Leben zu schützen, gezwungen worden sei, den Schuß abzufeuern, und man konnte ihm nicht beweisen, daß diese Behauptung erlogen war.

Dennoch nahm der Staatsanwalt Veranlassung, ihn verhaften zu lassen, Schulz selbst verlangte es trotzig, und es hatte den Anschein, als ob die Untersuchung sich noch lange hinziehen sollte.

Der Lindenwirth wollte nicht an die Schuld des Försters glauben, er zürnte dem Maler, weil dieser die Untersuchung eingeleitet hatte, während Röschen nach der Verhaftung ihres Verlobten neu auflebte.

Inzwischen setzte Berthold seine Arbeit im Schlosse fort, er unterhielt sich während der Arbeit mit dem alten Manne, wie er sich mit Philipp unterhalten hatte, und er benutzte diese Gelegenheit, ihm in Bezug auf Comtesse Meta und die Unversöhnlichkeit des Grafen Leonard seine Ansicht ohne Scheu auszusprechen

Daß er wußte, wer in der Livrée steckte, verrieth er natürlich mit keiner Silbe, und eine besondere Genugthuung bereitete ihm die Entdeckung, daß der Graf ihn mit jedem Tage lieber gewann; hierauf stützte er die Hoffnung, daß es ihm endlich doch gelingen werde, den alten Sonderling mit seiner Tochter auszusöhnen.

Die Speisen und der Wein, den er täglich aus der Lindenschenke schickte, wurden angenommen, aber Berthold empfing kein Wort des Dankes dafür, es schien fast,

als ob sie als Tribut dafür betrachtet würden, daß ihm erlaubt worden war, die Gemälde zu copiren.

Einmal waren Fremde gekommen, um die Sammlung zu besichtigen, der Graf hatte ihnen die Thür geöffnet und sie durch die Säle geführt, – aber als er später wieder in dem Cabinet dem Maler gegenüber saß, konnte es dem Letzteren nicht entgehen, daß ein bitterer Zug die Lippen des alten Herrn umspielte, es mußte ihm doch ein demüthigendes Gefühl gewesen sein, die Trinkgelder in Empfang zu nehmen.

So waren einige Tage nach der Verhaftung des Försters verstrichen, die Arbeit näherte sich rasch ihrem Ende, und Berthold dachte wieder an die Abreise, die durch die Ermordung Philipps einen Aufschub erlitten hatte.

Er sprach mit dem Grafen darüber, der alte Herr äußerte sein Bedauern, ohne dabei aus der Rolle zu fallen.

Aber ehe Berthold schied, wollte er eine Begegnung Meta's mit ihrem Vater herbeiführen, er glaubte das jetzt ermöglichen zu können, und von dieser Begegnung versprach er sich ein günstiges Resultat.

Der alte Herr hatte ja schon Aeüßerungen fallen lassen, die dieses Resultat mit einiger Sicherheit erwarten ließen, und eben deshalb wollte Berthold auf diesen letzten Versuch nicht verzichten.

Gerne wäre er bis zur Aburtheilung über den Förster geblieben, er hegte ja jetzt wieder die Hoffnung, Röschen später sein nennen zu dürfen, aber er sehnte sich doch zu sehr nach seiner eigenen Häuslichkeit, und man konnte nicht wissen, wie lange noch die Untersuchung währte.

Monate konnten verstreichen, ehe diese Sache spruchreif wurde, überdieß lag die Freisprechung des Angeklagten auch noch in der Möglichkeit und dann mußte Berthold den Haß und die Rachsucht dieses Mannes fürchten. Er konnte ja später immer noch einmal zurückkehren und sein Glück versuchen; es war vielleicht auch besser, wenn Röschen während seiner Abwesenheit mit dem Verlobten brach, dann konnte ihn wenigstens kein gehässiger Vorwurf treffen.

Wie Röschen darüber dachte, wußte er freilich nicht, mit ihr darüber zu reden, wäre unter den gegenwärtigen Verhältnissen unzart gewesen, und sie ließ keine Aeußerung fallen, die darauf Bezug genommen hätte.

Sie war jetzt allerdings freundlicher gegen ihn, wie früher, sie war heiter und mitunter sogar recht herzlich, nur wenn die Rede auf den Förster kam, wurde sie ernst und schweigsam; für sie war dieses Gespräch peinlich.

Etwa zehn Tage mochten nach der Verhaftung des Försters verstrichen sein, als eines Morgens ein Wagen vor der Lindenschenke hielt.

Zwei Herren stiegen aus, der Graf Willibald und der Doctor Schwabe, die mit lautem Gelächter in das Haus traten. Röschen befand sich im Schenkzimmer, sie wollte es eben verlassen, als die Herren eintraten.

»Hallo, schönes Kind, entfliehen darfst Du mir nicht,« rief der Graf, dessen Arme das Mädchen umschlangen. »Heute kommst Du nicht so wohlfeil davon.«

Er wollte das Mädchen küssen; Röschen stieß ihn vor die Brust, daß er zurücktaumelte.

Der Doctor lachte; Willibald war im ersten Augenblick verwirrt, dann aber stürzte er sich wieder auf das Mädchen, um sein Vorhaben auszuführen.

In drohender Haltung erwartete ihn Röschen, ihre zornflammenden Augen blickten ihn fest an.

»Sie sind hier nicht in der Stadt, Herr Graf,« sagte sie, »es könnte Ihnen leicht begegnen, daß Ihnen dieses Haus verboten würde, wenn Sie fortfahren, unser Hausrecht zu verletzen.«

Der Graf trat unwillkürlich einen Schritt zurück.

»Ist der Farbenkleckser noch immer in der Nähe?« spottete er. »Mag er kommen, dießmal werde ich ihn nicht schonen!«

»Ich werde selbst meine Ehre vertheidigen!« rief das Mädchen. »Und wäre meine Kraft zu schwach, so dürften die Herren sich nicht wundern, wenn unser Knecht Sie vor die Thüre wirft.«

»Das bietet die Dirne mir?« fuhr der Graf auf.

»Das biete ich Jedem, der seine Ehre so sehr vergißt, daß er ein wehrloses Mädchen angreift.«

Trotz dieser Drohung wollte Willibald den Kampf aufnehmen, in dem er ja nach seiner Ansicht Sieger bleiben mußte; aber der Wucherer legte seine Hand auf den Arm des Grafen und hielt ihn zurück.

»Verlieren wir nicht die Zeit mit solchen Kindereien,« sagte er mit scharfer Betonung, »wir sind deshalb nicht hierher gekommen!«

Röschen benutzte diesen Augenblick, um das Zimmer zu verlassen; sie fragte nicht einmal nach den Wünschen des Grafen.

Graf Willibald entriß mit ungestümer Hast seinen Arm der Hand seines Begleiters.

»Sie haben mir keine Vorschriften zu machen Doctor!« sagte er wüthend. »Kümmern Sie sich um Ihre eigene Person. Die Dirne muß für ihre Frechheit gezüchtigt werden. Warte nur, sobald ich hier Herr bin, werde ich die Rechnung mit Dir ordnen!«

»Es dürften wohl noch einige Jahre hingehen, ehe Sie hier Herr werden,« spottete Schwabe. »Und selbst wenn Sie später einmal Ihren Vater beerben, haben Sie hier noch immer nichts zu befehlen. Durch leere Drohungen setzt man sich leicht der Gefahr aus, lächerlich zu erscheinen.«

»Herr, was fällt Ihnen ein?« brauste der Graf auf.

»Ich wollte Sie nur warnen.«

»Sie sagen mir Grobheiten –«

»Ich muß es, wenn ich Ihnen die Augen öffnen will,« erwiderte der Wucherer achselzuckend. »Lassen wir das jetzt, wir haben an andere Dinge zu denken. – He, Wirthschaft! Wo steckt der Wirth? Das haben wir davon, Herr Graf! Hätten Sie das Mädchen in Ruhe gelassen, so könnte jetzt schon unser Frühstück auf dem Tisch stehen; nun müssen wir eine halbe Ewigkeit warten.«

»Was befehlen die Herren?« fragte der Lindenwirth, der in diesem Augenblicke eintrat.

»Eine Flasche Wein und Butterbrod mit Schinken,« befahl der Graf; »aber wenn ich bitten darf, etwas rasch.«

Der Wucherer betrachtete die Lithographien, mit denen die Wände geschmückt waren; es waren werthlose Bilder gleichwohl schienen sie die Aufmerksamkeit des Doctors zu fesseln.

Der Lindenwirth kehrte sehr rasch zurück, es war sonst seine Gewohnheit nicht, sich zu beeilen. Nachdem er die Gläser gefüllt hatte, wollte er sich wieder entfernen; Willibald ersuchte ihn, zu bleiben.

»Sie werden errathen, weshalb ich hier bin,« nahm der junge Mann das Wort, »ich will da oben einen Besuch machen.«

»Wenn es Ihnen gelingt, Herr Graf!« sagte der Wirth mit einem unfreundlichen Blick auf den Wucherer.

»Na, wir werden sehen. Der alte Philipp ist ja zur großen Armee abgegangen?«

»Verunglückt, Herr Graf.«

»Man hat mir gesagt, er sei auf der Jagd erschossen worden. Daß er ein Hauptspitzbube war, wußte ich längst, aber ich hatte keine Ahnung davon, daß er den Rehbraten so sehr liebte.«

»Der alte Mann war eine ehrliche Seele.«

»Ein Heuchler war er!«

»Gewiß nicht, Herr Graf. Eine treue, ehrliche Haut,« sagte der Wirth sich ereifernd. »Nicht für sich, sondern für seinen Herrn war er auf die Jagd gegangen.«

»Hat er das selbst gesagt?« spottete Willibald. »Er wollte also auch noch durch Verbrechen seinen Herrn an sich

ketten? O, er war ein geriebener Bursche, mich sollte es gar nicht wundern, wenn mein Vater schon ein Testament zu Gunsten dieses Mannes gemacht hätte! Dieser Schuft hat meinem Vater gerathen, alle Güter zu verkaufen und das Geld in die Kunstsammlung zu stecken; eine solche Sammlung kann man schon seinem Diener hinterlassen, nicht aber ein gräfliches Stammgut. Er hat den Grafen Leonard gegen seine Kinder aufgehetzt, mir ist Alles im Laufe der Zeit so klar geworden, wie das Sonnenlicht. Jetzt hat er seinen Lohn!«

Der Lindenwirth schüttelte den Kopf, er konnte dieser Ansicht nicht beipflichten, aber er mochte auch nicht dem Grafen schroff entgentreten. »Ist jetzt ein anderer Diener oben?« fragte der Doctor.

»Ich weiß das nicht,« antwortete der Wirth in einem keineswegs freundlichen Tone. »Herr Hasting sagt –«

»So? der Maler ist auch noch da?« rief Willibald überrascht »Ich dachte, der sei längst abgereist!«

»Er ist noch nicht ganz fertig mit seiner Arbeit.«

»Und jetzt ist er wieder da oben?« fragte der Wucherer.

»Schon seit zwei Stunden.«

»Wir können deshalb unser Vorhaben nicht aufschieben, Doctor,« sagte der Graf, »übrigens wird der Bursche gar nicht erfahren, daß wir im Schlosse sind, und wenn er es auch erführe, was berechtigt ihn, unsere Verhandlungen zu stören?«

»Was sagte der Maler in Bezug auf den neuen Diener?« wandte der Doctor sich zu dem Wirth.

»Nichts weiter, als daß ein Vetter Philipps die Stelle übernommen habe.

Graf Willibald lachte und trank hastig sein Glas aus.

»Ich habe darüber meine besondere Ansicht,« sagte er spottend. »Doctor, geben Sie Acht, ob ich nicht Recht hatte. Aber nun wollen wir gehen.«

»Werden die Herren hier zu Mittag speisen?« fragte der Lindenwirth.

»Na, da oben werden wir wohl keine gedeckte Tafel finden,« sagte Willibald.

»Der Herr Graf erhält das Mittagessen von mir, seitdem der alte Philipp todt ist.«

Der junge Mann stutzte, er blickte eine Weile den Wirth befremdet an, dann zuckte er mit gleichgiltiger Miene die Achseln.

»Wieder ein Beweis für die Richtigkeit meiner Vermuthung sagte er. »Wir werden jedenfalls hier speisen, aber wann wir zu Tisch kommen, können wir jetzt noch nicht bestimmen.«

»Ich fürchte, wir werden sehr rasch zurückkehren,« versetzte der Wucherer, während die Beiden den Hügel hinaufstiegen, »der alte Herr wird sich in lange Unterhandlungen nicht einlassen.«

»Wenn wir ihm nur erst gegenüberstehen, so werden wir ihn schon zwingen, uns Rede zu stehen,« erwiderte Willibald. »Und Sie sollen sehen, Doctor, er öffnet selbst uns die Thür; Wann und wo sollte er den neuen Diener engagirt haben? Er hat ja in den letzten Jahren das Schloß nicht verlassen, auch läßt sich nicht annehmen,

daß Jemand aus freien Stücken ihm seine Dienste angeboten haben soll.«

»Man kann das nicht wissen!«

»Pah, der Dienst hat durchaus nichts Verlockendes!«

»Und wenn nun der Maler uns öffnet?«

»So stoßen wir ihn beiseite, Doctor; wir müssen dießmal überhaupt energisch auftreten, Sie wissen ja, ich brauche Geld; was Sie mir damals gegeben haben, ist längst über alle Berge –«

»Und die Ehrenschnlden drücken wieder, wie?« höhnte der Wucherer. »Ich habe Ihnen schon oft gesagt, so lange Sie dem Hazardspiel nicht entsagen, kommen Sie aus den Verlegenheiten nicht heraus.«

»Was geht Sie das an?«

»Im Grunde genommen, nichts! Und ich würde mich auch nicht weiter darum kümmern, wenn Sie nicht immer meine Casse in Anspruch nähmen.«

»Sie gewinnen dabei mehr als ich. Sie sind durch mich ein reicher Mann geworden, Doctor.«

»Es wäre mir lieb, wenn Sie die Wahrheit sprächen.«

»Daß Sie das nicht zugeben wollen, finde ich begreiflich!«

»Ich gebe nichts zu, was mir nicht bewiesen werden kann.«

»Wir wollen darüber nicht streiten,« sagte Willibald stehend. »Also noch einmal, Doctor, ich muß Geld haben, und wir dürfen das Schloß nicht verlassen, bevor wir nicht unsern Zweck erreicht haben.«

»Geld finden wir da nicht!« erwiderte Schwabe.

»Aber Geldeswerth, Schätze, von denen, wie Sie selbst behaupten, der alte Herr sich nicht trennen kann.«

»Nun, Sie kennen ja unsere Abrede, Sie werden das Wort führen; thun Sie es energisch, dießmal brauchen Sie sich nicht zu fürchten, daß Sie hinausgeworfen werden. Für jene Demüthigung haben Sie ja auch noch Rache zu nehmen. Nur vorwärts, Doctor, wir sind am Ziele angelangt.«

Der Wucherer warf einen höhnischen Seitenblick auf seinen Begleiter, der rasch auf das Portal zuschritt und ungestüm die Glocke zog.

Die Thür wurde geöffnet, in der Galalivrée Philipps stand Graf Leonard auf der Schwelle. Scham, Bestürzung und Entsetzen spiegelten sich in dem Blick, mit dem er seinen Sohn anstarrte, der rasch eingetreten war.

»Was suchst Du hier?« fragte er mit heiserer Stimme.

»Das, was mir gebührt,« erwiderte der junge Mann trotzig. »Ich kann nicht leben ohne Geld, und ich habe seit Jahren nichts erhalten, trotzdem ich berechtigt bin, das Vermögen meiner Mutter zu fordern.«

»Arbeite!« sagte Graf Leonard barsch.

»Arbeite!« wiederholte Willibald höhnisch. »Hast Du je gearbeitet? Dir wäre es am Ende gleichgiltig, ob Dein Sohn Schuster oder Schneider würde, ich aber kann mich nicht so tief erniedrigen!«

»Schuster oder Schneider wäre wenigstens ein ehrliches Gewerbe,« erwiderte der alte Mann, »es würde Dich nicht so tief erniedrigen, wie das Bündniß mit Leuten, die auf Raub ausgehen; Du wirst mich verstehen und aus

diesen Worten erkennen, daß ich weiß, was vor einiger Zeit hier vorgefallen ist. Du müßtest mich um Verzeihung bitten für den Kummer, den Du mir bereitet hast, statt dessen forderst Du trotzig von mir –«

»Erlauben Sie, Herr Graf, auf diesem Wege kommen wir nicht zur Einigung,« fiel der Wucherer ihm in die Rede, »und einen gütlichen Vergleich müssen doch beide Herren wünschen.«

»Mit Ihnen habe ich nichts zu schaffen!« rief Graf Leonard empört »Ihnen habe ich schon früher mein Haus verboten, als Sie die Frechheit besaßen, mir mit einem Prozesse zu drohen.«

Doctor Schwabe lächelte spöttisch.

»Damals konnten Sie Ihren Dienern befehlen, mir die Thür zu zeigen,« entgegnete er, »heute werden Sie mich anhören müssen. Ich stütze mich auf die Vollmacht, die Graf Willibald von Friedberg mir gegeben hat; ich bin entschlossen, dieses Haus nur mit einem Vergleich in der Tasche zu verlassen. – Sollen die Verhandlungen hier weitergeführt werden oder erlauben Sie uns, in ein Zimmer zu treten?«

»Ich erlaube Ihnen gar nichts,« sagte der alte Mann, zitternd vor Zorn und Erregung.

»Wie Sie wollen. Also hören Sie, welchen Vorschlag ich Ihnen zu machen habe. Als Sie von dem seligen Grafen Friedrich von Friedberg die großen und schuldenfreien Güter übernahmen, war mit dieser Uebnahme die Verpflichtung verbunden, die Güter in demselben Zustande Ihren Nachkommen zu hinterlassen. Sie aber haben die

Güter verkauft und Ihren Kindern von dem Gelde keinen Heller gezahlt. Sie haben –«

»Und Du duldest, daß dieser Mensch mir das in Deinem Beisein sagt?« rief Graf Leonard. »Wenn noch ein Funken von Ehrgefühl in Dir geblieben wäre, müßte jetzt die Schamröthe Dir in's Gesicht steigen, Du selbst müßtest diesem unverschämten Mann die Thüre zeigen.«

»Fahren Sie fort, Doctor,« sagte Willibald, »die Wahrheit hört Niemand gern, aber wir dürfen nicht länger hinter dem Berge halten.«

Der alte Mann erhob drohend den Arm, Willibald lächelte spöttisch, die Macht war ja auf seiner Seite.

»Ihre Kinder, Comtesse Meta und Graf Willibald waren, sobald sie majorenn würden, berechtigt, das Vermögen ihrer verstorbenen Mutter von Ihnen zu fordern,« nahm der Doctor wieder das Wort, »Sie haben es ihnen nicht gegeben. Sie haben das ganze Vermögen, welches dereinst Ihren Kindern zufallen muß, verausgabt, um Kunstschatze aufzuhäufen, die als todes Capital keine Zinsen einbringen. Was lag Ihnen daran, wovon ihre Kinder lebten? Jede Bitte, jede berechtigte Forderung wiesen Sie zurück. Haus Friedberg, das einst wegen seines Reichthums so berühmte Gut, wurde mehr und mehr das Haus eines Bettlers, der sich zuletzt von seinem Diener ernähren lassen mußte.«

»Elender Bube!« brauste der Graf auf.

»Erlauben Sie, mit Verbal-Injurien werden Sie mir nichts weiter beweisen, als daß meine Anklage vollständig begründet ist,« fuhr der Doctor sarkastisch fort. »Was

ich Ihnen gesagt habe, ist Wahrheit, und wenn es für Sie eine bittere Pille, ist, so liegt die Schuld allein auf Ihrer Seite. Graf Willibald hat sich genöthigt gesehen, Schulden zu contrahiren, außerdem aber beunruhigt ihn der Gedanke, wie es in Zukunft werden soll. Er verlangt Gewißheit, und dazu ist er berechtigt. Wir wissen, daß Sie kein baares Geld besitzen, aber Sie könnten sich dasselbe sehr leicht verschaffen, wenn Sie sich entschließen wollten, Ihre Sammlung zu verkaufen.«

»Keinen Heller gebe ich heraus!« rief der alte Herr, in dessen Augen die Gluth des Zornes wild aufflammte. »Und wäre ich so reich wie Krösus, ich würde –«

»Erlauben Sie, wir könnten Sie zwingen aber wir ziehen einen gütlichen Vergleich vor.«

»Zwingen?« Beabsichtigen Sie auch einen Raubversuch? Ha, es wäre ja nur ein weiterer Schritt auf der Bahn des Verbrechens, die mein Sohn schon betreten hat.«

»Man sollte fast glauben, Ihr Verstand sei zerrüttet!« höhnte der Wucherer, dem furchtbar erregten Manne in's Wort fallend. »Wir sprechen ja immer noch von einem gütlichen Vergleich, also hat Ihre Furcht gar keine Berechtigung. Sie wollen Ihre Sammlung nicht verkaufen?«

»Nein.«

»So müssen wir uns auf einem anderen Wege Geld zu verschaffen suchen, und der einfachste und kürzeste Weg wäre der, daß Sie Ihre Kunstsammlung verpfänden.«

Graf Leonard lachte, es war ein bitteres Lachen.

»Ich begreife nicht, daß mein Sohn, ein Graf Friedberg, dazu schweigt, daß sein Vater mit Grobheiten überschüttet wird,« sagte er mit heiserer Stimme. »Ich hätte das meinem Vater nicht bieten lassen!«

»Meine Existenz steht in Frage,« erwiderte Willibald, dem Blick des Vaters ausweichend.

»Ich übernehme es, das Geld herbeizuschaffen, wenn die Kunstsammlung dafür verpfändet wird,« sagte der Wucherer. »Stellen wir die Summe fest! Würden hunderttausend Thaler nicht den Werth dieser Sammlung übersteigen?«

Der alte Herr wandte ihm den Rücken und schritt auf die Treppe zu, Willibald eilte ihm nach, und trat ihm in den Weg.

»So lassen wir uns nicht abspeisen!« rief Willibald, ohne das bleiche Gesicht zu bemerken, welches oben über das Geländer des Treppenhauses hinunterblickte. »Die Sache muß endlich einmal zum Austrag kommen. Ich will wissen, was ich zu erwarten habe –«

»Nichts, gar nichts!« rief Graf Leonard. »Nichts, außer meinem Fluch!«

»Dann werden wir's nehmen, wo wir es finden,« sagte Willibald aufbrausend. »Doctor, Sie kennen die Perlen der Sammlung, gehen Sie, die Verantwortung übernehme ich für meine Person allein. Mag er mich des Diebstahls beschuldigen, ich werde ihm öffentlich erwidern, daß –«

»Graf Willibald von Friedberg, Sie sind ein Schurke!« rief in diesem Augenblicke eine rauhe Stimme, und ehe

der junge Mann sich von seiner Ueberraschung erholt hatte, sah er sich schon dem Maler gegenüber.

»Wagen Sie es nicht, hier irgend etwas zu stehlen,« wandte Berthold sich zu dem nicht minder bestürzten Wucherer, »ich bin entschlossen, dem alten Herrn in der Wahrung seines Hausrechtes beizustehen.«

Graf Willibald hatte seine Fassung wiedergefunden.

»Lassen Sie sich nicht in's Bockshorn jagen,« spottete er, »dieser Mensch hat hier nichts zu befehlen. Wenn er Ihnen in den Weg tritt, so behandeln Sie ihn, wie man jeden frechen Buben behandelt, der sich Rechte anmaßt, die ihm nicht gebühren.«

Purpurgluth übergoß das vorhin noch bleiche Antlitz Bertholds, ein flammender Blitz traf aus seinen Augen den jungen Herrn, dessen Lippen ein tückischer Zug umspielte.

»Ich sage Ihnen noch einmal, wagen Sie nicht, Ihr Vorhaben auszuführen!« rief er.

»Haben Sie wirklich Furcht?« höhnte Willibald, als er sah, daß der Doctor zurückwich.

Er wollte auf die Treppe zuschreiten, schon stand er auf der ersten Stufe, als der Maler ihn zurückstieß.

»Versuchen Sie es noch einmal!« rief Berthold. »Ich werde, ohne mich lange zu bedenken, eigenhändig Sie vor die Thür werfen. Schämen Sie sich nicht, Ihren eigenen Vater bestehlen zu wollen? Ist der letzte Rest von Ehrgefühl Ihnen abhanden gekommen? Dem Himmel sei Dank, daß Graf Leonard nicht allein im Schlosse war, er

hätte es erleben können, von seinem eigenen Kinde mißhandelt zu werden. Ihre Laufbahn wird im Zuchthause enden! Danken Sie Ihrem Schwager, daß er die Wechsel, die Sie gefälscht haben, honorirt hat.«

Der Wucherer fuhr bei den letzten Worten erschreckt zusammen, er mußte weitere Enthüllungen, fürchten die ihn selbst auf die Anklagebank bringen konnten.

Starr blickte Willibald seinen Gegner an, der mit gemessener Ruhe ihm gegenüber stand.

»Sie werden mir Genugthuung geben,« sagte er mit halb erstickter Stimme. Thun Sie es nicht, so nenne ich Sie öffentlich eine feige Memme!«

»Ich könnte Ihnen darauf antworten, daß ich nicht verpflichtet sei, einem Ehrlosen Rede zu stehen,« erwiderte Berthold mit einem Blick der Verachtung, »aber ich bin trotzdem dazu bereit.«

Doctor Schwabe hatte schon die Hausthür geöffnet, es wurde ihm unheimlich in der Nähe des Malers, der mehr wußte, als ihm lieb sein konnte.

»So kommen Sie doch!« rief er seinem Verbündeten zu. »Wir können ja auf gerichtlichem Wege die Sache leichter erledigen! Sie stehen zu hoch über diesem Manne, als daß Sie mit ihm sich in einen Wortwechsel einlassen dürfen.«

»Mit Ihnen werde ich auch noch fertig werden,« sagte Berthold, sich zu dem Wucherer wendend, »wahren Sie Ihre eigene Haut, Sie guter Rathgeber!«

Willibald schritt, ohne ein Wort zu sagen, auf die Thür zu, und als er draußen war, warf Berthold die Thür in's Schloß.

Wie betäubt, keines Lautes fähig, stand Graf Leonard noch auf derselben Stelle, auf der er die Drohung seines Sohnes vernommen hatte; starr blickte er den Maler an, dem dieser Blick herzliches Mitleid mit dem alten Manne einflößte.

»War das Wahrheit oder nur ein Traum?« fragte er mit bebender Stimme.

»Wahrheit, Herr Graf!« erwiderte Berthold bewegt.

»Dann möge mein Fluch –«

»Herr Graf, halten Sie ein!« rief der junge Mann entsetzt. »Richten Sie nicht, so lange nicht alle Parteien gehört sind! Und verdammen Sie nicht, so lange noch Hoffnung auf Besserung vorhanden ist!«

»Glauben Sie an diese Hoffnung?« fragte der Graf, und in dem Klange seiner Stimme lag eine unsägliche Bitterkeit. »Glauben Sie daran?«

»Graf Willibald kann ja einem bösen Dämon Gehör gegeben haben der ihn verführte. Vielleicht auch hat die Erziehung dazu beigetragen – verzeihen Sie, ich will Ihnen damit nicht wehe thun –«

»Ich habe selbst mir das gesagt,« fiel Graf Leonard ihm in die Rede, »aber wenn auch bei seiner Erziehung nicht genug Strenge waltete, so tief hätte er doch nicht sinken dürfen! Ich schulde Ihnen großen Dank, Herr Hasting, und zugleich stehe ich beschämt vor Ihnen.«

»Lassen wir das, Herr Graf,« erwiderte Berthold, »es wäre besser gewesen, wenn Sie mir früher Vertrauen geschenkt hätten, ich würde dieses Vertrauen nicht mißbraucht haben.«

»Ich hatte ja keine Ahnung davon, daß dieses Ereigniß eintreten würde!« sagte der alte Mann.

»Sie hätten es vermuthen können! Sie mußten ja voraussehen, daß Graf Willibald sein Erbe fordern würde.«

»Keinen Pfennig erhält er!« brauste der Graf auf. »Ich lasse mich nicht von meinen Kindern zwingen –«

»Sie werden sich auf das Gesetz stützen, Herr Graf.«

»So glauben Sie, daß es zum Proceß kommen wird?«

»Ganz gewiß!«

»Und wie werden die Richter urtheilen?«

»Ich fürchte, sie werden dem Kläger Recht geben; dann würden Sie gezwungen, wenn auch nicht die ganze Sammlung, so doch einen Theil Ihrer Kunstschatze zu verkaufen, um die Forderung des Grafen Willibald befriedigen zu können.«

Klagend und jammernd rang der alte Herr die Hände; der Gedanke, daß man ihn zwingen könne, sich von seinen angebeteten Schätzen zu trennen, war ihm schrecklich.

»Ich gebe Ihnen einen guten Rath,« sagte Berthold, »söhnen Sie sich mit Comtesse Meta aus und überlassen Sie es Ihrem Schwiegersohne, die Angelegenheit mit dem Grafen Willibald zu ordnen. Herr Ladenburg ist ein sehr ehrenwerther Mann, er hat schon einmal den Bruder seiner Gattin vor einer entehrenden Anklage gerettet.«

»Meta wird auch ihr Erbe fordern!« rief der Graf, der bereits der Verzweiflung nahe war.

»Ganz gewiß nicht. Sie will nichts weiter von Ihnen, als Versöhnung, und ich bin überzeugt, daß sie Alles aufbieten wird, um Ihnen die Kunstsammlung zu erhalten. Ich kann das mit um so größerer Sicherheit behaupten, weil Herr Ladenburg nicht allein ein sehr reicher Mann, sondern auch ein gediegener Kenner und Kunstenthusiast ist.«

»Woher wissen Sie das?«

»Weil er selbst es mir gesagt hat.«

»Darauf gebe ich nichts.«

»Er hat mich beauftragt, die Copien der drei Meisterwerke für ihn zu malen.«

»Damit verband er wohl auch den Auftrag, daß Sie in seinem Interesse hier spioniren und auf mich einwirken sollten,« sagte der Graf ironisch.

»Keineswegs. Ich lernte Herrn Ladenburg erst später kennen, nachdem ich schon den Entschluß gefaßt hatte, jene Gemälde zu copiren. Ich bitte Sie, befolgen Sie meinen Rath, Sie werden dadurch sich gegen die Feindseligkeiten des Grafen Willibald am besten schützen.«

Der alte Mann schüttelte schweigend das Haupt, er schien sich auch jetzt noch nicht mit dem Gedanken an die Versöhnung befreunden zu können, wenn auch auf der anderen Seite die Vortheile ihm einleuchteten, die mit der Verfolgung dieses Rathes verknüpft waren.

Berthold hielt es für das Rathsamste, jetzt nicht weiter in ihn zu dringen ihm vielmehr Zeit zum Ueberlegen zu

lassen; er ging hinaus und Graf Leonard machte keinen Versuch, ihn zurückzuhalten.

Andere Dinge nahmen jetzt sein Denken in Anspruch, sie beschäftigten seine Seele ausschließlich.

Er hätte die Herausforderung des Grafen Willibald zurückweisen können, aber seine Mannesehre wäre dadurch in Frage gestellt worden.

Graf Willibald würde öffentlich ihn einen Feigling genannt haben, und Berthold hätte sich dadurch in den Kreisen mit denen er bisher verkehrte, unmöglich gemacht.

Denn so ehr- und charakterlos dieser Graf auch denken und handeln mochte, er war und blieb doch immer der Graf Friedberg, eine in den höheren Kreisen angesehene Person.

Ueber die Folgen dieser Herausforderung dachte Berthold nicht weiter nach, ruhig wollte er seinem Gegner gegenüber treten und bis zum letzten Augenblicke ihm die kalte Verachtung zeigen, die er gegen ihn empfand.

In der Schenke erwartete ihn schon der Wucherer, der Wagen, der die beiden Herren gebracht hatte, stand vor der Thür; einen anderen Wagen, an dem die Pferde eben ausgespannt wurden bemerkte Berthold auf dem Hofe hinter dem Hause.

Doctor Schwabe kam dem jungen Herrn im Hausflur entgegen, er behielt den Hut auf dem Kopfe und die Hände in den Taschen seiner Beinkleider, und in dem Blicke, mit dem er Berthold ansah, spiegelte sich die ganze tückische Bosheit seines Charakters.

»Ich habe im Auftrage des Herrn Grafen Willibald von Friedberg einige Worte mit Ihnen zu reden,« sagte er trotzig.

»So reden Sie!« antwortete Berthold kühl.

»Sie sind wohl nicht geneigt, die Worte, die Sie vorhin dem Herrn Grafen gesagt haben, zurückzunehmen und ihn um Entschuldigung zu bitten?«

»Nein.«

»Dann muß der Graf für diese Beleidigung Genugthuung fordern.«

»Ich bin bereit, sie zu geben.«

»Wo?«

»Hier?«

»Sehr wohl, der Herr Graf wird sogleich zur Stadt zurückfahren, um die Waffen und einen Zeugen zu holen; er hofft, bei seiner Rückkehr Sie hier noch anzutreffen.«

»Wenn seine Rückkehr binnen acht Tagen erfolgt, werde ich noch hier sein.«

»Sie erfolgt morgen Vormittag.«

»So habe ich die Bemerkung von vorhin wohl nur als einen Zweifel an meinem Muth und meiner Ehre zu betrachten?« fragte Berthold.

»Ich habe nur wiederholt, was der Herr Graf mich beauftragte, Ihnen zu sagen,« erwiderte Doctor Schwabe in sarkastischem Tone. »In Bezug auf die Waffen werden Sie wohl nichts gegen Pistolen einzuwenden haben.«

»Durchaus nichts.«

»Sie haben als Geforderter den ersten Schuß.«

»Ganz in der Ordnung.«

»Distanz fünfzehn Schritt mit fünf Schritt Vorrücken.«

»Einverstanden.«

»Wo das Duell stattfinden soll, kann morgen näher bestimmt werden. Sie sind also mit Allem einverstanden?«

»Jawohl,« sagte Berthold. »Wenn Sie mir nichts weiter mitzuthellen haben, so erlauben Sie mir wohl, daß ich mich in mein Zimmer zurückziehe.«

»Was ich Ihnen außerdem noch sagen möchte, das werde ich Ihnen morgen sagen, wenn das Duell einen glücklichen Ausgang für Sie haben sollte,« erwiderte der Wucherer, aus dessen Augen jetzt wieder ein tückischer Blick den jungen Mann traf. »Ich habe auch noch ein Huhn mit Ihnen zu pflücken.«

»So werde ich mich bis morgen gedulden,« spottete Berthold, dann schritt er ohne Gruß an dem Doctor vorbei, um sich in sein Zimmer zu verfügen.

Berthold verachtete auch den Doctor, sah er doch in ihm den Verführer Willibalds; überdieß hatte er ja auch die Worte vernommen, die Graf Leonard aus dem Munde dieses Mannes hören mußte.

So war also die Herausforderung in aller Form erfolgt, und es galt nun, einen Menschen zu suchen, der sich zur Rolle eines Secundanten bereit finden ließ.

Das war eine schwierige Aufgabe, über deren Lösung Berthold lange vergeblich nachdachte. Mit dem Lindewirth konnte und wollte er nicht darüber sprechen; wenn er es that, so war es fraglich, ob das Geheimniß gewahrt blieb, zudem war der Wirth auch in solchen Dingen gänzlich unerfahren.

Und um brieflich oder persönlich einen Freund zur Stelle zu schaffen war die Zeit auch zu kurz, es blieb also nichts Anderes übrig, als auf den Secundanten zu verzichten; der Secundant des Grafen war ja als Zeuge zugegen, das genügte.

Der Wagen fuhr mit dem Grafen und dessen Begleiter von dannen; kaum war das Rollen der Räder verhallt, als nach kurzem Anpochen die Thür geöffnet wurde und Werner Ladenburg eintrat.

Ueberrascht eilte Berthold auf ihn zu, Ladenburg reichte ihm mit ernster Miene die Hand.

»Das Erste, was ich bei meiner Ankunft höre, ist eine Nachricht, die mich verstimmt,« sagte er. »Ist es wirklich wahr, daß Sie mit meinem Schwager sich duelliren wollen?«

»Wer hat Ihnen das gesagt?« fragte Berthold erstaunt.

»Graf Willibald.«

»Den Grund der Herausforderung nannte er wohl nicht?«

»O doch, aber ich möchte ihn auch von Ihnen hören. Er sagte mir, er sei Ihnen im Hause meines Schwiegervaters begegnet, Sie hätten ihm beleidigende Worte gesagt, ihn geradezu einen Schurken genannt.«

»Das ist in der That Wahrheit,« entgegnete Berthold, »aber weniger die Beleidigung selbst, als die Veranlassung dazu fällt hier in's Gewicht.«

Der junge Mann berichtete nun das Vorgefallene, er wiederholte die Worte des Wucherers und des Grafen,

so weit sie ihm im Gedächtniß geblieben waren, und die Miene Ladenburgs wurde immer ernster und finsterer.

»Es ist weit mit ihm gekommen,« sagte er, als Berthold schwieg, »ein Ehrenmann darf nicht den Degen mit ihm kreuzen. Sie hatten ein Recht ihm den Titel zu geben, er gebührt ihm, und Sie wären auch berechtigt, die Herausforderung abzulehnen. Wie tief schmerzt es mich, das sagen zu müssen!«

Er durchmaß mit großen Schritten das Zimmer und blieb dann in heftiger Erregung vor dem jungen Manne stehen.

»Ich habe ihm angeboten, seine sämtlichen Schulden zu tilgen und ihm ein Jahrgeld zu zahlen,« fuhr er fort, »nur die einzige Bedingung knüpfte ich daran, daß er die schlimme Leidenschaft bezwingen und dem Hazardspiel entsagen müsse. Er hat diesen Vorschlag höhnisch zurückgewiesen und seitdem uns nicht mehr besucht, durch ein Verbrechen verschaffte er sich Geld, und es war ein Glück für ihn, daß mir diese Wechsel angeboten wurden, daß sie nicht in die Hände des Staatsanwaltes kamen. Ich besitze diese Documente noch, – warten Sie, morgen werde ich sie ihm vor die Augen halten.«

»Sie erweitern dadurch nur die Kluft –«

»Was liegt daran! Ich bin ohnedieß mit ihm fertig, es ist ja keine Hoffnung vorhanden, daß er sich bessern wird. Als ich vorhin ankam, begegnete ich ihm unten vor dem Hause; er mußte mir folgen so ungern er es auch that, aber er trat mir wieder so trotzig entgegen, daß ich kein vernünftiges Wort mit ihm reden konnte.«

»Ihre Frau Gemahlin hat auch keinen Einfluß auf ihn?«
fragte Berthold.

»Nein Sie hat immer mit größerer Liebe an ihm gehangen, wie er es verdiente, aber Einfluß hat sie nie auf ihn gehabt.«

»Sie ist doch auch mit Ihnen gekommen?«

»Nein,« erwiderte Ladenburg, »sie wollte mich begleiten aber ich habe abgerathen. Es ist ja auch besser, daß ihr unnöthige Aufregung erspart bleibt; ich habe ihr gesagt, wenn ihre Gegenwart wünschenswerth sei, dann solle sie nachkommen und unsere beiden Kinder mitbringen. Ich will zuvor mich überzeugen, wie die Sachen hier liegen und ob eine Hoffnung auf Versöhnung vorhanden ist. Ich will überhaupt sehen, was geschehen muß und geschehen kann, um den alten Sonderling da oben vor Mangel und Sorgen zu schützen. Was Sie mir über die Sachlage geschrieben haben, hat mich erschüttert. Sie haben noch keinen Secundanten?«

»Nein.«

»So biete ich Ihnen meine Dienste an.«

»Ich nehme es mit herzlichem Dank an.«

»Also wäre das abgemacht. Nun erzählen Sie mir die Ermordung des alten Dieners und Ihre erste Begegnung mit dem Grafen Leonard etwas ausführlicher.«

Berthold kam dem Verlangen nach, er hatte überdieß noch Vieles zu berichten, was er seinen Briefen an Ladenburg nicht anvertrauen wollte.

Er erinnerte sich jetzt auch mancher Aeüßerung des Grafen Leonard, die auf eine versöhnlichere Stimmung

hoffen ließ, und Ladenburg gewann in der That aus den Mittheilungen des jungen Mannes die Hoffnung, daß er den Versöhnungsversuch noch einmal wagen dürfte.

Die beiden Herren hatten inzwischen das Mittagessen eingenommen, Ladenburg bot dem Maler eine Cigarre an und forderte ihn auf, einen Spaziergang mit ihm zu machen.

»Das Wetter ist zwar nicht einladend,« sagte er, als sie die Schenke verließen, »aber in den dumpfen niedrigen Räumen des Wirthshauses behagt es mir nicht. Ueberdieß wünsche ich die Stelle zu sehen, auf welcher der alte Diener niedergeschossen wurde.«

»Ich werde Sie hinführen,« erwiderte Berthold.

»Glauben Sie an die Schuld des Försters, das heißt an die Beabsichtigung des Mordes?« fragte Ladenburg.

»Ja. Meine subjective Ansicht hat freilich vor dem Gesetze keine Giltigkeit, aber ich kann sie vertreten vor meinem Gewissen.«

»Die Beweise gegen ihn fehlen noch immer?«

»Leider, und ich glaube auch nicht, daß Beweise gefunden werden. Wenn der Förster bei seiner Behauptung beharrt, daß der erschossene Wilddieb einen Schuß auf ihn abgefeuert habe, so wird das Gericht ihm nichts anhaben können!«

»Auf ein Geständniß ist wohl nicht zu hoffen?«

»Bei diesem Manne nicht.«

Schweigend wanderten die Beiden weiter.

»Dem alten treuen Diener muß das Sterben schwer geworden sein,« sagte Ladenburg nach einer Pause. »Der

Gedanke, daß sein Herr hilflos zurückblieb, war ihm sicherlich furchtbar.«

»Hätte ich nur eine Ahnung von dem Verbrechen gehabt, als ich die Schüsse fallen hörte, so wäre sein Leben vielleicht noch gerettet worden,« erwiderte Berthold. »Aber ich konnte das ja nicht ahnen!«

Er schlug einen Fußweg ein, der tiefer in den Wald hineinführte, Ladenburg folgte ihm.

»Wir werden sogleich an Ort und Stelle sein,« sagte Berthold, »nur noch wenig Schritte – so, hier stehen wir auf dem Schauplatze der That.«

Werner Ladenburg schaute sich um, es war eine kleine Lichtung, die, abgesehen von der Erinnerung, die sich an sie knüpfte, durchaus nichts Merkwürdiges bot.

»Sehen Sie, hier auf diesem Fleck brach der alte Mann zusammen,« fuhr Berthold fort, »dort lag die Büchse, und hinter jenem Baum hat der Förster gestanden. Die erste Bestätigung meines Verdachtes finde ich darin, daß die Büchse nicht dicht neben dem alten Manne gelegen hat. Er muß doch mit der Büchse in der Hand gefallen, sein, also konnte die Waffe nicht einen starken Schritt von ihm entfernt liegen.«

»Das beweist nichts,« sagte Ladenburg nachdenklich, »Philipp kann später, als er sich nach Hause schleppen wollte, die Büchse liegengelassen haben; ich lege auf diesen Umstand gar keinen Werth.«

»Weil Sie die Sache nicht mit criminalistischem Blick betrachten,« erwiderte Berthold kopfschüttelnd.

Werner Ladenburg hatte mit scharfem Blick unausgesetzt die Umgebung betrachtet, er schritt jetzt auf einen Baum zu und zeigte auf ein kleines rundes Loch in der glatten Rinde, das nur ein scharf beobachtender Blick entdecken konnte.

»Hier steckt eine Kugel,« sagte er, »sie kann erst vor einigen Tagen in den Stamm geschossen worden sein, denn wie Sie sehen, ist die Wunde in der Baumrinde noch ganz frisch. Sie behaupten, es seien nur drei Schüsse gefallen?«

»Ja.«

»Und Sie wissen ganz genau, daß der Förster hinter jenem Baume stand?«

»Das hat der Förster selbst zugegeben, als er hier auf dem Schauplatze der That verhört wurde.«

»Dann kann also diese Kugel ihm nicht zudedacht gewesen sein,« sagte Ladenburg. »Nun wohl, ein Schuß hat das Reh niedergestreckt, die zweite Kugel traf den alten Mann, und die dritte Kugel, die auf den Förster abgeschossen worden sein soll, finden wir hier.«

»Sie haben da eine Entdeckung gemacht, die für die Untersuchung von großer Wichtigkeit ist,« erwiderte Berthold erregt, »sie wird gegen den Förster als überzeugender Beweis für seine Schuld dienen, wenn diese Kugel aus der Büchse Philipps abgeschossen wurde. Das kann ja untersucht und festgestellt werden.«

»Nichts einfacher als das,« nickte Ladenburg, »die Büchse liegt ja bei den Untersuchungsacten und die Kugel wird aus dem Stamm herausgeholt: Steht es fest, daß

diese Kugel mit dem Kaliber der Büchse genau übereinstimmt, so ist dadurch bewiesen, daß aus dieser Waffe ein Schuß auf das Reh, und der zweite auf diesen Baum fiel.«

»Und da der Förster behauptet, der Schuß sei auf ihn abgegeben worden, so ist ihm die Lüge bewiesen. Dieser Beweis ist schlagend, überzeugend, er bestätigt außerdem die letzte Aussage des Erschossenen. Sollte ich morgen nach dem Duell nicht mehr im Stande sein, die Anzeige zu machen, so werden Sie es thun; die Vergeltung des Mordes ist nun in Ihre Hand gelegt.«

»Ich werde die nöthigen Schritte sofort und mit aller Energie thun,« erwiderte Ladenburg, und die beiden Herren traten nun den Rückweg an, auf dem sie noch lange über die gemachte Entdeckung plauderten.

VIII.

Kurz vor Mittag hielt der Wagen des Grafen Willibald vor der Lindenschenke; auch heute begleitete Doctor Schwabe den Grafen, er trug, als er ausstieg, unter dem Arm das Kästchen, in welchem die Waffen lagen.

Ladenburg und der Maler erwarteten die Beiden schon, die beiden Secundanten traten sofort in Berathung über Zeit und Ort des Duells.

Man hatte sich sehr bald dahin geeinigt, daß das Duell sofort und zwar im Park hinter dem Schlosse stattfinden solle.

Damit das Geheimniß gewahrt bliebe, sollten die Parteien sich auf verschiedenen Wegen dahin verfügen.

Berthold ging mit seinem Secundanten voraus, er war ruhig, sogar heiter.

»Sie haben mir nichts mehr zu sagen?« fragte Ladenburg, nachdem sie eine kleine Strecke zurückgelegt hatten.

»Nein,« erwiderte Berthold gelassen.

»Keinen Wunsch, den ich erfüllen könnte?«

»Für mich persönlich nicht,« sagte der junge Mann. »Ich hinterlasse Niemanden, der um mich trauern wird. Ueber mein Vermögen sind die nöthigen Verfügungen getroffen, ich übergab Ihnen ja heute Morgens das Document, sollte ich also mein Leben verlieren, so erbrechen Sie die Siegel und ordnen Sie meinen Nachlaß.«

»Es soll geschehen.«

»Sodann verfolgen Sie mit Energie die Anklage gegen den Förster, berichten Sie dem Untersuchungsrichter die Entdeckung, die Sie gestern gemacht haben und unterlassen Sie nichts, was zur Ueberführung des Angeklagten dienen kann.«

Werner Ladenburg nickte gedankenvoll

»Ich hoffe, das Duell wird nicht diesen unglücklichen Ausgang nehmen,« sagte er, »aber ich gebe Ihnen den guten Rath, schonen Sie Ihren Gegner nicht, ich weiß aus früherer Zeit, daß er ein tüchtiger Schütze ist und Sie dürfen sich darauf verlassen, daß seine Kugel Sie treffen wird.«

»Das Leben eines Jeden liegt in Gottes Hand.«

»Wenn Sie das behaupten wollen, dann ist jedes Duell ein frevelhafter Eingriff in das Walten der Vorsehung!«

erwiderte Ladenburg ernst. »Ich bin stets ein Gegner desselben gewesen und werde es auch bleiben. Man sagt wohl, es gebe Beleidigungen, die nur durch Blut gesühnt werden könnten; ich kann die Wahrheit dieses Satzes nicht anerkennen. Sie haben meinen Schwager ›Schurke‹ genannt, wird seine Ehre dadurch gerettet, daß er sein Blut vergießt? Gesetzt, Sie schießen ihn nieder, wird alsdann nicht noch immer der Makel auf seinem Namen haften? Er mußte Sie vor den Richter fordern, Sie zwingen, ihm in öffentlicher Sitzung zu beweisen, daß er den Titel verdiene, konnten Sie das nicht, so fiel auf Sie der Vorwurf gehässiger Verleumdung. Konnten Sie es, nun, dann traf ihn die verdiente Schande.«

»Ueber diesen Punkt sind die Ansichten sehr verschieden,« sagte Berthold, »und wie man auch darüber denken mag, in den Augenblicken leidenschaftlicher Aufwallung hört man nicht auf die Stimme der Vernunft. Wenn ich die Herausforderung zurückgewiesen hätte, würde Graf Willibald mich der Feigheit beschuldigt haben, und in den Kreisen, mit denen ich verkehren muß, wären alle Thüren mir verschlossen worden. Man kann nicht immer der eigenen Ansicht folgen, man muß auch den Ansichten derer, mit denen man zu verkehren gezwungen ist, Rechnung tragen, und nichts schändet die Ehre eines Mannes mehr, als der Vorwurf der Feigheit.«

Ladenburg schüttelte mit mißbilligender Miene das Haupt.

»Ich könnte diesen Behauptungen mit Vernunftgründen entgentreten,« sagte er, »aber wozu sollte es dienen! Das Duell würde dennoch stattfinden.«

»Jedenfalls, also brechen wir davon ab. Sollte ich fallen, so nehmen Sie sich des Grafen Leonard an; bringen Sie ihm meinen letzten Gruß, vielleicht dient Ihnen das als Anknüpfungspunkt.«

Die Beiden blieben stehen, um die Gegner zu erwarten; sie waren unter den bereits entlaubten Buchen des Schloßparkes angelangt.

Graf Willibald und Doctor Schwabe ließen nicht lange auf sich warten; sie hatten, da sie zuletzt die Schenke verließen, den kürzeren Weg gewählt.

Ladenburg trat auf seinen Schwager zu, während der Doctor sich nach einem geeigneten Platze umschaute.

»Ich hoffe, daß eine Aussöhnung möglich sein wird,« sagte er ernst, »Du hast kein Recht, das Leben Hastings für Deine beleidigte Ehre zu fordern.«

Ein verächtlicher Zug glitt über das Gesicht Willibalds.

»Du hast diese Beleidigung herausgefordert,« fuhr Ladenburg fort, »Dein Benehmen gegenüber Deinem Vater verdiente die Züchtigung.«

»Du willst ihn vertheidigen?« wallte der Graf auf.

»Ich muß es! Ich will zugeben, daß er zu weit gegangen ist, daß er Dir Worte gesagt, deren ein gebildeter Mann sich nicht bedienen sollte, aber dieß läßt sich entschuldigen, Du hattest ihn so sehr gereizt, daß es ihm nicht möglich war, seine Worte zu überlegen. Und in der Hauptsache, Willibald, war er berechtigt, Dir in dieser

Weise entgegen zu treten. Du standest im Begriff, Deinen Vater gewaltsam zu berauben, Du hattest schon früher den Versuch gemacht –«

»Genug!« fiel der Graf ihm barsch in's Wort. »Doctor, beeilen Sie sich!«

Werner Ladenburg zog sein Portefeuille aus der Tasche und öffnete es, er nahm einige Wechsel heraus und hielt sie dem Grafen vor die Augen.

»Kennst Du diese Documente?« fragte er.

Starr blickte Willibald auf die Wechsel.

»Wie kommen sie in Deinen Besitz?« antwortete er.

»Ich habe Sie gekauft.«

»Das war Thorheit! Sie sind werthlos, sie erhalten erst dann Werth, wenn ich die Mittel besitze, sie einzulösen.«

»Das weiß ich. Aber wenn ich sie nicht getauft hätte, wären sie dem Staatsanwalt gegeben worden.«

»Und was weiter?«

»Dann hätte die Fälschung Dich in's Gefängniß gebracht!«

»Die Fälschung?« erwiderte Willibald befremdet. »Ich muß Dich ersuchen, mir das näher zu erklären.«

»Hast Du nicht diese Wechsel auf ein Bankhaus gezogen und mit der gefälschten Unterschrift dieses Bankhauses versehen?« fragte Ladenburg scharf.

Graf Willibald sah ihn starr an, aber ehe er eine Antwort geben konnte, näherte der Wucherer sich den Beiden mit der Erklärung, daß die nöthigen Vorbereitungen getroffen seien.

»Ich werde auf diese Anklage nachher zurückkommen,« sagte Willibald mit zitternder Stimme, »unmöglich wirst Du sie beweisen können! Zuvor wünsche ich die Angelegenheit mit Hasting zu ordnen.«

»Du weisest also jede Versöhnung zurück?« fragte Ladenburg.

»Selbst dann, wenn ich mit Sicherheit wüßte, daß die Kugel des Gegners mich niederstrecken wird.«

Ladenburg nahm die Pistolen aus den Händen des Doctors und prüfte sie, dann wurden die Waffen geladen.

Berthold stand schon auf der ihm angewiesenen Stelle, er hatte von seiner Ruhe und Heiterkeit nichts verloren.

»Ich bin ein schlechter Schütze,« sagte er, als Ladenburg ihm die Waffe überreichte, »leben Sie wohl und bewahren Sie mir ein freundliches Andenken.«

Er erhob das Pistol und feuerte den Schuß ab, der Pulverrauch hatte sich noch nicht verzogen, als schon der zweite Schuß fiel. Es war so gekommen, wie Ladenburg befürchtet hatte, – Berthold schwankte noch einen Moment, dann sank er bewußtlos nieder, während Graf Willibald unversehrt war.

Ladenburg eilte auf den Verwundeten zu, mit scharfer Stimme befahl er dem Wucherer, dafür zu sorgen, daß der Lindenwirth so rasch wie möglich zwei Knechte mit einer Tragbahre schicke.

»Außerdem erwarte ich, daß sie sich bemühen, einen Arzt zur Stelle zu schaffen,« fügte er hinzu. »Sie tragen einen großen Theil der Schuld an diesem unglücklichen Ereigniß.«

Doctor Schwabe wollte mit einem geringschätzenden Lächeln auf diese Beschuldigung antworten, aber der flammende Blick Ladenburg's schüchterte ihn derart ein, daß er sofort und ohne ein Wort zu erwidern, den Weg antrat.

Willibald stand neben seinem Schwager, kein Zug in seinem Gesichte verrieth, daß er Bedauern oder Mitleid empfand, mit empörender Kälte sah er zu, wie Ladenburg sich bemühte, das aus der Wunde fließende Blut zu stillen und den Bewußtlosen in's Leben zurückzurufen.

»Was hast Du nun davon?« fragte Ladenburg, zürnend zu dem jungen Manne aufschauend. »Ist Deine Ehre nun gerettet?«

»Dieser Mann wird mich nicht mehr beschimpfen,« erwiderte der Graf achselzuckend.

»Willst Du damit Dein Gewissen beschwichtigen?«

»Mein Gewissen macht mir keinen Vorwurf!«

»Ist Dein Haß noch nicht getilgt?«

»Wen ich verachte, kann ich nicht hassen.«

Werner Ladenburg erhob sich, er sah ein, daß seine Bemühungen nutzlos waren.

»Du verachtest diesen Unglücklichen, weil er Dir die Wahrheit gesagt hat,« erwiderte er, »das allein beweist schon Dein Schuldbewußtsein. Wärest Du in diesem Duell gefallen, so würde die Menschheit nichts verloren haben, an diesem Manne verliert sie einen talentvollen Künstler und einen edlen Charakter. Magst Du mir zürnen, daß ich Dir das sage, ich kann nicht hinter dem Berge halten. Du hast eine Bahn betreten, die mit dem Tod auf der

Straße oder im Zuchthaus enden muß, aber Du willst das nicht einsehen und weder auf Bitten, noch auf vernünftige Vorstellungen hören. Ich will zugeben, daß ein Theil der Schuld Andere tragen, Dein Vater, Deine guten Freunde und jener Mensch, der heute Dich begleitet, aber für Dich ist das keine Entschuldigung.«

»Wir sprachen vorhin von den Wechseln,« warf Willibald ein. »Wer hat sie Dir verkauft?«

»Ein Mensch, den ich weiter nicht kenne, sein Name steht ja auf der Rückseite.«

»Laß sehen!«

Ladenburg holte die Wechsel aus der Tasche und übergab sie seinem Schwager.

»Eduard Liebrecht,« las der Graf. »Wenn ich nicht sehr irre, heißt der Schreiber des Wucherers Schwabe so.«

»Was liegt daran. Die Wechsel sind gefälscht –«

»Aber ich habe diese Fälschung nicht begangen!«

»Du nicht?«

»Nein!« rief Willibald in so entrüstetem Tone, daß die Aufrichtigkeit seiner Behauptung nicht bezweifelt werden konnte. »Ich habe dem Doctor Schwabe diese Wechsel gegeben, er forderte sie zur Deckung einer Schuld, und ich konnte nicht ahnen, daß er diesen Gebrauch von ihnen machen würde. Er hat die Unterschrift des Bankhauses gefälscht, ich würde eine solche Zumuthung mit Entrüstung zurückgewiesen haben.«

Werner Ladenburg sah seinen Schwager durchdringend an, er schien die geheimsten Gedanken des jungen Mannes erforschen zu wollen.

»Wenn das Wahrheit ist,« sagte er, »dann muß dieser Wucherer das Geld für die Wechsel zurückzahlen.«

»Ich kann es beschwören.«

»Aber wohl nicht beweisen?«

»Das will ich den Sachverständigen getrost überlassen, die eine Handschrift beurtheilen können. Sie sollen feststellen, ob die Fälschung von meiner Hand herrührt, oder ob eine andere Hand das Accept geschrieben hat.«

»Ich werde die Untersuchung einleiten, sobald ich mich wieder in jener Stadt befinde,« sagte Ladenburg, »ich werde die Summe opfern, um den Schuft in's Zuchthaus zu bringen. Man muß mit diesen Leuten streng in's Gericht gehen, man darf keine Nachsicht üben. Denken wir nun an das, was uns zunächst liegt. Du mußt fliehen, Willibald, das Duell kann nicht verschwiegen bleiben und –«

»Wie leicht das gesagt ist!« fiel der Graf ihm in's Wort. »Ich habe kein Geld!«

»Du wirst es von mir erhalten.«

»Man würde mir den Vorwurf machen, ich sei meinen Gläubigern aus dem Wege gegangen.«

»Du kannst mir das Verzeichniß Deiner Schulden geben, ich werde sie tilgen!«

»Wie großmüthig!« spottete der junge Herr. »Wird an dieses Anerbieten nicht abermals eine Bedingung geknüpft?«

Werner Ladenburg erhob das Haupt, und ein Blick der Verachtung traf den Grafen, der unwillkürlich die Augen niederschlug. Seine Frechheit verstummte vor diesem Blick, er fühlte, daß er einen Richter gefunden hatte, gegen dessen Urtheil er nicht protestiren konnte, weil es gerecht war.

»Du hast keine Berechtigung, mir so trotzig zu antworten,« sagte Ladenburg mit gemessenem Ernste. »Was ich für Dich thue, das thue ich nur, um Deinem Vater und Deiner Schwester die Schande zu ersparen, die der Proceß gegen Dich auf ihren Namen werfen würde. Ich will mich nicht weiter darüber auslassen, Dich nur noch darauf aufmerksam machen, daß in diesem Prozesse Manches zur Sprache kommen könnte, was Deiner Ehre für immer den Todesstoß geben würde. Vielleicht kannst Du im Auslande ein neues, besseres Leben beginnen und durch dasselbe die schuldbeladene Vergangenheit sühnen; versuche es, ich werde in diesen Bemühungen Dich gerne unterstützen.«

Graf Willibald blickte finster vor sich hin.

So tief auch die Worte seines Schwagers ihn beleidigten, lag doch manche Wahrheit in ihnen, er konnte das nicht leugnen. Er mußte auch zugeben, daß ihn Gefahren umringten, deren Tragweite man noch nicht ermessen konnte, und daß unter diesen Verhältnissen der Vorschlag Ladenburgs der einzige Rettungsanker war.

Es trieb ihn durchaus nichts in die Residenz zurück, im Gegentheil, es war längst sein Wunsch gewesen, eine

Reise nach Frankreich und England zu machen, um dort in den großen Städten das Leben genießen zu können.

Jetzt lag die Erfüllung seines Wunsches ihm nahe, er brauchte nur zuzugreifen.

Werner Ladenburg beschäftigte sich wieder mit dem Verwundeten, er wollte seinem Schwager Zeit lassen, es unterlag für ihn keinem Zweifel, daß Willibald das ihm gemachte Anerbieten annehmen würde.

»Ich müßte von hier aus direct die Reise antreten,« sagte der Graf endlich, »und ich habe nicht so viel Geld bei mir –«

»Das Letztere sei meine Sorge,« unterbrach Ladenburg ihn ruhig. »Wohin willst Du reisen?«

»Nach Frankreich.«

»Gut, ich mache Dir keine Vorschriften. Du sollst soviel von mir erhalten, daß Du Deinem Stande gemäß leben kannst, ich sende Dir die Summe nicht auf einmal, sondern in Raten. Nimm einstweilen dieß, sobald Du in Paris angekommen bist, theile mir Deine Adresse mit, weitere Sendungen werden dann folgen.«

Werner Ladenburg hatte, während er dieß sagte, mehrere Banknoten aus seinem Portefeuille genommen, die er jetzt seinem Schwager überreichte.

»Und wenn mein Vater inzwischen sterben sollte, so wirst Du mein Interesse wohl vertreten!« erwiderte Graf Willibald, ohne ein Wort des Dankes zu äußern.

»Darauf darfst Du vertrauen. Ich hoffe, Du wirst in der Fremde, fern Deinen bisherigen Freunden und Genossen,

ernst über Dein vergangenes Leben nachdenken, Willibald.«

Der junge Mann zuckte mit geringschätzender Miene die Achseln, als ob er sagen wollte, er sehe die Nothwendigkeit nicht ein, dann schritt er rasch von dannen, seinem Schwager die Pflege des Verwundeten allein überlassend.

Ladenburg blickte ihm finster nach, es schmerzte ihn tief, den Bruder seiner Gattin verachten zu müssen, aber ein anderes Gefühl, als das der Verachtung, konnte er für ihn nicht empfinden.

Berthold Hasting lag noch immer bewußtlos da, als der Lindenwirth mit seinem Knechte erschien, um den Verwundeten zu holen; der Wucherer war in der Schenke zurückgeblieben. Der Wirth war im ersten Augenblicke von der Hiobspost ganz betäubt gewesen, er hatte ja keine Ahnung von der Herausforderung gehabt, aber er fand doch rasch seine Fassung wieder.

Sofort hatte er die nöthigen Anordnungen getroffen. Einen Knecht hatte er auf dem Ackergaul in die Stadt geschickt, um den Arzt zu holen, Röschen mußte im Zimmer Hastings einheizen und heiße Krüge in das Bett legen, und er selbst eilte mit dem anderen Knechte hinaus.

Eine Leiter, auf der mehrere Kissen lagen, diente als Tragbahre, auf ihr wurde der Verwundete in die Schenke gebracht.

In demselben Augenblick, in welchem der kleine Zug ankam, fuhr Willibald von dannen; er mußte zuvor mit dem Doctor Schwabe einen heftigen Wortstreit gehabt

haben, denn der Wucherer sah mit braunrothem Gesicht und zornflammenden Augen dem davonrollenden Wagen nach, der bald darauf in der Ferne verschwand.

Ladenburg überließ es dem Wirth, den Verwundeten in's Bett zu schaffen, er hatte mit dem Wucherer noch einige Worte zu reden und befürchtete wohl mit Recht, daß derselbe ihm entwischen könne, zumal er annehmen mußte, daß Willibald diesem Manne bereits die Fälschung der Wechsel vorgeworfen hatte.

Er trat auf ihn zu und ersuchte ihn, ihm in sein Zimmer zu folgen, und der Doctor kam zögernd diesem Verlangen nach.

»Sie haben einen Schreiber, der Eduard Liebrecht heißt,« nahm Ladenburg das Wort; »dieser Liebrecht hat mir vor einiger Zeit Wechsel verkauft, welche mein Schwager Graf Willibald Friedberg auf ein Bankhaus ausgestellt hatte.«

»Das kann sein,« sagte der Wucherer zurückhaltend.

»Der Verkauf geschah in Ihrem Auftrage, nicht wahr?«

»Ich leugne das nicht.«

»Sie können es nicht leugnen, denn mein Schwager hatte Ihnen die Wechsel als Deckung für eine Schuld übergeben.«

»Und da er selbst kein Geld hatte, um sie einzulösen, so ließ ich sie Ihnen anbieten,« sagte Schwabe, dessen tückischer Blick forschend auf dem reichen Herrn ruhte. »Das würde jeder Andere an meiner Stelle gethan haben.«

»Die Wechsel waren acceptirt.«

»Aber die Wechsel wurden nicht anerkannt.«

»Sehr richtig. Sie werden mir wohl sagen können, wer diese Accepte gefälscht hat.«

Der Wucherer schlug die Augen nieder, er schien den durchdringenden Blick Ladenburgs nicht ertragen zu können.

»Wer anders, als Derjenige, der ein Interesse dabei hatte,« erwiderte er trotzig.

»Auch diese Antwort finde ich richtig,« sagte Ladenburg, »wer aber hatte das größere Interesse dabei? Sie mein Herr!«

»Nicht doch! Graf Friedberg! Er war in Verlegenheit, er mußte Geld haben, um seine Ehrenschnlden zu tilgen, ich wollte ihm kein Darlehen mehr geben, daraufhin präsentirte er mir diese Wechsel.«

»Und Sie wollen nun behaupten, Sie hätten an die Aechtheit dieser Wechsel geglaubt?« fragte Ladenburg mit scharfer Betonung. »Das wäre eine zu grobe Lüge, denn Leute, wie Sie, sind außerordentlich vorsichtig, sie geben keinen Pfennig aus der Hand, wenn sie nicht die Gewißheit haben, ihn drei- oder vierfach zurück zu erhalten.«

»Und gesetzt nun, ich sei von der Fälschung dieser Accepte überzeugt gewesen, besaß ich gerade nicht in diesen gefälschten Schriftstücken eine sichere Bürgschaft für meine Forderung?« erwiderte Schwabe spöttisch. »Wenn Sie sich weigerten, die Wechsel zu kaufen, so würde ich meinem Schuldner mit dem Staatsanwalt gedroht haben,

Graf Willibald hätte dann jedenfalls Mittel gesucht und gefunden, mich zu befriedigen.«

»Das hätten Sie keinesfalls gethan.«

»Weshalb nicht?«

»Weil Sie sehr genau wußten, daß Graf Willibald die Fälschung nicht begangen hatte.«

Der Wucherer heftete den glühenden Blick voll tückischer Bosheit auf seinen Gegner, aber so sehr er sich auch bemühte, sich den Anschein gekränkter Unschuld zu geben, wollte es ihm doch nicht gelingen, seine innere Angst zu verbergen.

»Und wer soll sie begangen haben?« fragte er.

»Sie selbst!«

Auf diese Antwort war der Doctor offenbar vorbereitet, sein höhnisches Lachen bewies das.

»Die Ehre Ihres Schwagers ist freilich auch Ihre Ehre,« sagte Schwabe mit beißendem Spott, »indeß glaube ich nicht, daß Sie auf diesem Wege sie retten werden. Sie haben das ziemlich schlau ersonnen, aber eine Anklage muß man auf Beweise stützen können, und diese Anklage ist geradezu lächerlich. Ich möchte doch wissen, was mich veranlaßt haben könnte, diese Wechsel zu fälschen, gerade durch die Fälschung verloren sie ja ihren Werth.«

»Sie waren ohnedieß werthlos,« erwiderte Ladenburg, »kein Mensch hätte Ihnen einen Groschen dafür gegeben, und wenn Sie mir dieselben zum Kauf angeboten hätten, so würde ich Sie ausgelacht haben. Das wußten Sie, und Sie wußten auch, daß ich die Wechsel kaufen würde, sobald ich den Glauben gewann, daß mein Schwager

sich dieser Fälschung schuldig gemacht habe. Ihr Schreiber war der geeignete Mann, den Handel abzuschließen, mich zu demselben gewissermaßen zu zwingen; erst heute hab' ich die Wahrheit erfahren.«

»Graf Willibald von Friedberg hat geleugnet, die Fälschung begangen zu haben?« fragte der Wucherer achselzuckend. »Das ließ sich erwarten, man findet sehr selten einen Verbrecher, der seine Verbrechen offen eingesteht. Daß Sie ihm mehr Glauben schenken, als mir, finde ich auch natürlich –«

»Seinen Aussagen allein schenke ich Glauben!« rief Ladenburg empört über den frechen Trotz dieses Mannes. »Und wenn ich mir volle Gewißheit verschaffen will, so habe ich nur nöthig, diese Schriftstücke einem Sachverständigen zur Beurtheilung zu übergeben, er wird sehr rasch herausfinden, welche Hand diese Accepte geschrieben hat. Und ich werde dieß thun, ja, ich werde noch weiter gehen und die Wechsel dem Staatsanwalt einhändigen, wenn Sie mir nicht die volle Summe zurückbezahlen.«

Doctor Schwabe wollte abermals lachen, aber es war ein heiseres Gebrüll, was aus seinem Munde herauskam.

Haß, Wuth, Angst und Habsucht verzerrten seine Züge, es war ein widerwärtiges Gesicht, in das man nur mit Entsetzen blicken konnte.

»Nicht einen rothen Pfennig!« rief er.

»Dann ist unsere Unterredung beendet,« sagte Ladenburg mit Eiseskälte, »ich opfere die Summe gern, wenn ich durch dieses Opfer Ihnen das Handwerk legen kann.

Sie haben gewiß manche schwere Schuld, manchen Betrug, manche Fälschung auf dem Gewissen; der Fluch unzähliger Personen, die Sie ruinirt haben, ruht auf Ihnen, es wäre eine gerechte Vergeltung für Sie, wenn Ihre Laufbahn im Zuchthause endete. Das ist Alles, was ich Ihnen zu sagen habe; ist das Geld nicht binnen drei Tagen in meinen Händen, so werde ich die Verfolgung beginnen.«

Schwabe knirschte vor Wuth, seine mageren Hände krallten sich zusammen, aber die ruhige und feste Entschlossenheit seines Gegners ließ ihn erkennen, daß jedes weitere Wort vergeudet war, daß er wählen mußte zwischen der Zahlung des Geldes und dem Gefängniß.

Werner Ladenburg öffnete die Thüre, der Wucherer zögerte noch einen kurzen Augenblick, dann stürmte er mit heiserem Hohnlachen hinaus.

Bald darauf traf der Arzt ein, Ladenburg begleitete ihn zum Bette des Malers, der im Delirium des Wundfiebers lag. Röschen hatte schon die Pflege übernommen. Mit ihrem stillen, sanften Wesen, ihrer Ruhe und raschen Entschlossenheit eignete sie sich vortrefflich zur Krankenpflegerin, und Ladenburg konnte mit Recht darüber erfreut sein, daß die Pflege sich in so guten Händen befand.

Der Arzt schüttelte bedenklich das Haupt, nachdem er die Wunde untersucht hatte, eine sofortige Operation war dringend nöthig, um die Kugel zu entfernen, und diese Operation gelang besser, als er erwartet hatte.

Freilich schwebte auch jetzt noch der Verwundete in Todesgefahr, die Hoffnung auf Erhaltung seines Lebens war eine sehr schwache, aber sie war doch vorhanden

und man mußte es nun der Zeit und der kräftigen Natur Berthold's überlassen, diese Hoffnung zu verwirklichen.

Röschen versprach, sich der Pflege des Patienten mit der größten Sorgfalt widmen zu wollen, sie konnte ja Niemandem sagen, wie theuer ihr das Leben dieses Mannes war. Ueber diesen Punkt beruhigt, fuhr Ladenburg schon in der nächsten Stunde wieder ab, um dem Staatsanwalt von der im Walde gemachten Entdeckung Bericht zu erstatten.

Es lag in seiner Absicht, seine Frau und seine Kinder mit zurückzubringen, um mit ihnen dem Grafen Leonard einen Besuch zu machen, von dem er sich jetzt ein günstiges Resultat versprach.

IX.

Graf Leonard von Friedberg bedurfte einer langen Zeit, um sich von dem gehabten Schrecken zu erholen.

Erst als er ruhiger über das Vorgefallene nachdenken konnte, ward es ihm klar, welch' großen Dank er dem Maler schuldete.

Wäre Berthold Hasting ihm nicht zu Hilfe gekommen, so hätte er gewiß einen großen Theil seiner Schätze verloren.

Der Gedanke, daß sein eigener Sohn ihn berauben wollte, war ihm schrecklich, aber er zwang ihn auch, über die Ursachen dieser Verworfenheit nachzudenken.

Dabei erinnerte er sich der Worte, die der Maler ihm gesagt hatte, und er konnte nicht leugnen, daß auf ihn selbst ein großer Theil der Schuld fiel.

Er hatte sich um die Erziehung seiner Kinder nicht bekümmert, ihnen statt der guten nur schlechte Beispiele vor Augen geführt und später, als er die Früchte dieser bösen Saat erntete, mit schroffer Härte selbst die gerechtesten Forderungen zurückgewiesen.

Er mußte sich dieser Schuld anklagen, sein Gewissen war erwacht, und vor diesem unbestechlichen Richter galten alle die Gründe nicht, mit denen er bis dahin seine Handlungen gerechtfertigt hatte.

Der Vorwurf, daß er die Güter verschleudert und dadurch seinen Kindern ihr Erbtheil entzogen habe, traf ihn jetzt mit voller Wucht, und dennoch hätte er auch jetzt noch nicht sich von einem Stück seiner Kunstsammlung trennen können!

Weshalb war Willibald ein Verschwender, ein Verbrecher geworden? Weil er in die Hände habgieriger Wucherer gefallen war! Und weshalb war er hineingefallen? Weil sein Vater ihm sein Erbtheil vorenthalten hatte!

Das war eine logisch richtige Schlußfolgerung gegen die sich gar nichts einwenden ließ.

Der alte Mann empfand heute, da der Maler nicht kam, doppelt schwer das drückende Gefühl der Einsamkeit; er hatte sich nie zuvor so verlassen gefühlt.

Und drückend war es ihm auch, daß er aus fremder Hand seine Lebensmittel empfangen mußte, es war ein Almosen, gegen das sein Stolz sich empörte, und das er dennoch annehmen mußte, weil der Hunger ihn dazu zwang.

Er speiste jetzt nicht mehr in seinem Speisesaal von dem Silbergeschirr, gleich einem Bettler saß er in der halb dunkeln, kalten Küche, und bei jedem Bissen meinte er, er müsse ihm in der Kehle stecken bleiben.

Wie ganz anders hätte sein Alter beschlossen werden können, wenn er damals nicht so schroff seinen Kindern entgegengetreten wäre!

Die Reue kam zu spät, er empfand ihre Bitterkeit, die er nie zuvor gekannt hatte.

Auch am zweiten Tage kam der Maler nicht; dieses Ausbleiben beunruhigte den Grafen, von dem Duell hatte auch er keine Ahnung, er erinnerte sich wohl der Drohungen Willibalds, aber die Vermuthung, daß sie zu einem Duell geführt haben könnten, lag ihm fern.

Er wollte nun bis zum dritten Mittage warten und dann dem leeren Geschirr, welches er vor dem Portal niederzusetzen pflegte, einen Zettel mit einer Erkundigung über den Grund dieses Ausbleibens beifügen.

Er hatte den talentvollen Künstler lieb gewonnen, der Umgang mit ihm war ihm gewissermaßen eine Nothwendigkeit geworden, er hatte ja jetzt Niemanden mehr, mit dem er ein Wort reden konnte.

Er saß vor der Copie des Murillo'schen Gemäldes und sein Blick ruhte voll Bewunderung auf dem künstlerisch schön ausgeführten, farbenfrischen Bilde.

Der dumpfe Klang der Glocke weckte ihn aus seinen Träumen, er erhob sich und stieg rasch die Treppe hinunter.

Die Ahnung, daß der Maler vor der Thüre stehe, heiterte sein umwölktes Antlitz auf, aber als er die Thüre öffnete, stand Werner Ladenburg vor ihm. Er erkannte ihn augenblicklich wieder, trotzdem die Sonne des Südens das Antlitz des früheren Rittmeisters gebräunt hatte, er wollte die Thüre wieder schließen, aber Ladenburg hatte die Schwelle schon überschritten.

»Ich komme im Auftrage des Herrn Hasting zu Ihnen, Herr Graf,« sagte er in einem so artigen und höflichen Tone, »daß Graf Leonard ihm unmöglich eine Grobheit darauf erwidern konnte. »Herr Hasting ist leider nicht in der Lage, selbst zu erscheinen, der unglückliche Ausgang des Duells –«

»Des Duells?« rief der alte Herr bestürzt.

»Wußten Sie das noch nicht?« fragte Ladenburg erstaunt.

»Nein nein!«

»Aber die Herausforderung fand doch in Ihrer Gegenwart statt.«

»Allmächtiger Gott – Willibald –«

»Beruhigen Sie sich, Willibald ist unversehrt und bereits auf der Reise nach Frankreich.«

»Und der Maler, der meine Ehre vertheidigte, ist todt?« fragte Graf Leonard, dessen Blick mit fieberhafter Spannung an den Lippen Ladenburg's, hing

»Todt nicht, aber schwer verwundet.«

Der alte Herr athmete tief auf, Ladenburg schritt auf die Thüre des Speisesaales zu und öffnete sie, er ging

hinein. Graf Leonard folgte ihm, ohne Protest gegen diese Eigenmächtigkeit zu erheben.

»Wann fand das Duell statt?« fragte er.

»Vorgestern, ich war als Secundant Hastings zugegen, meine Versöhnungsversuche blieben fruchtlos. Die Erbitterung der beiden Gegner war zu groß, so mußte das Duell denn stattfinden.«

»Und die Verwundung des Malers ist lebensgefährlich?«

»Leider, Herr Graf.«

Das Antlitz des alten Mannes zeigte einen unsäglich bitteren Ausdruck, seine Lippen bebten vor innerer Erregung.

»Wie viel besser wäre es gewesen, wenn das Duell einen andern Ausgang genommen hätte!« sagte er leise mit zitternder Stimme. Wenn es eine gerechte Vergeltung gibt, dann –«

»Sprechen wir nicht so,« unterbrach Ladenburg ihn ernst, »das Geschick eines Jeden muß sich erfüllen, so wird auch Willibald seinem Geschicke nicht entrinnen. Ich habe ihn mit den nöthigen Mitteln ausgerüstet und ihn veranlaßt, sofort die Reise anzutreten, ich werde dafür sorgen, daß er in der Ferne seinem Stande gemäß leben kann. Freilich, wenn er auf der Bahn weiter schreitet, auf der er bisher wanderte, so –«

»Und das wird er thun!« rief Graf Leonard aus seinem Brüten auffahrend. »Ist es Ihnen bekannt, wie er gegen mich gefrevelt hat?«

Ladenburg nickte bejahend.

»Bestehlen wollte er mich, der Maler Hasting nannte ihn Fälscher, der Himmel mag wissen, welche Verbrechen auf ihm lasten!«

»Hoffen wir, daß er sich bessert, Herr Graf,« sagte Ladenburg in beruhigendem Tone. »Die Fälschung, die ihm vorgeworfen wird, hat er nicht begangen; der Schuft, der ihn begleitete, ist der Schuldige, es ist ein Glück für ihn, daß dieser Wucherer nun keine Gewalt mehr über ihn hat. Den Vorwurf des Leichtsinns und der Verschwendung kann er freilich nicht von sich abwälzen, aber wie manchen jungen Mann hat dieser Vorwurf getroffen, der später ein braver und tüchtiger Mann wurde!«

Graf Leonard schüttelte das Haupt und sah mit bekümmertem Miene zu dem Gatten seiner Tochter auf.

»Ich glaube nicht daran,« erwiderte er, »für mich ist Willibald verloren; wer so, wie er, an seinem eigenen Vater freveln kann, dem kann es niemals wieder gut ergehen.«

»Hoffen wir das Beste, Herr Graf!«

»Ich habe meine Hoffnungen zu Grabe getragen.«

Ladenburg schwieg, er blickte mit tiefem Bedauern auf den Greis, der mit gesenktem Haupte vor ihm saß.

»Der Förster wird nun wohl des beabsichtigten Mordes überführt werden,« nahm er nach einer Pause wieder das Wort, »die Entdeckung, die ich auf dem Schauplatze dieses Verbrechens gemacht habe, muß als unumstößlicher Beweis für seine Schuld gelten.«

Graf Leonard erhob rasch den Kopf, gespannte Erwartung spiegelte sich in seinen Zügen.

»Welche Entdeckung ist das?« fragte der Graf erregt.

»Nichts weiter als eine Kugel in einem Baumstamm,« erwiderte Ladenburg. »Staatsanwalt und Untersuchungsrichter waren bereits hier, die Kugel ist aus dem Stamm herausgebohrt worden, und es steht fest, daß sie aus der Büchse des alten Dieners abgeschossen worden ist. Ebenso fest steht es, daß diese Kugel nicht am Ohre des Försters vorbeigesaut sein kann, wie er behauptet, also ist der Angeklagte der Lüge überführt.«

»Und mein treuer Philipp wird gerächt!« sagte der Graf, in dessen Augen es freudig aufleuchtete. »Wie kamen Sie dazu, diese Entdeckung zu machen?«

Ein bedeutsames Lächeln umspielte die Lippen des Grafen.

»Ich interessirte mich für die Sache, und Meta hatte mich auch gebeten, sie zu untersuchen,« antwortete er, »sie hing so sehr an dem alten, treuen Diener. Herr Hasting führte mich auf den Schauplatz der blutigen That, und was Keiner entdeckt hatte, das entdeckte ich. Es war wohl eine Fügung der Vorsehung, deren gerechtes Walten ich darin erkenne.«

»Und Sie glauben, daß nun der Förster verurtheilt wird?«

»Ich bin davon fest überzeugt.«

»Das wäre ein Lichtpunkt in dieser Finsterniß,« sagte der Graf, wie mit sich selbst redend. »Philipp war eine brave, treue Seele, er ist für mich in den Tod gegangen.«

»Ein Lichtpunkt!« wiederholte Ladenburg, und seine Stimme klang ernster. »Wie sehr mögen Sie nach ihm sich gesehnt haben in dieser trostlosen Einsamkeit!«

»Ja, es ist eine trostlose Einsamkeit!« seufzte der alte Mann.

»Haben Sie nie an Meta gedacht?«

»Sie hat das Band, welches mich an sie kettete, zerrissen.«

»Herr Graf, das ist ein scharfes Urtheil. Meta verließ das elterliche Haus, um dem Manne zu folgen, den sie liebte, sie ist an seiner Seite glücklich geworden.«

»Und mit ihrem Glück begann mein Elend.«

»Nicht doch, Sie konnten dieses Glück mit ihr theilen, aber Sie wollten es nicht. Die Vorurtheile Ihres Standes beherrschten Sie so sehr, daß – aber ich will Ihnen keinen Vorwurf machen, was ich Ihnen sagen könnte, das haben Sie gewiß selbst in einsamen Stunden sich gesagt. Meta ist glücklich, und nur Eins fehlt noch ihrem Glück, Eins, was Sie ihr gewähren könnten. Und ich frage Sie, Herr Graf, läge es nicht in Ihrem Interesse, es ihr zu gewähren? Vor Ihnen liegt eine trostlose Finsterniß, ein einsames Leben voll drückender Sorgen und qualvoller Reue, und ein Wort von Ihnen genügt, um mit dem strahlenden Sonnenschein der Liebe den dunklen Pfad zu erhellen. Weshalb wollen Sie dieses Wort nicht sprechen? Weil die Vorurtheile Ihres Standes es verbieten? Und ändern Sie etwas an dem Geschehenen, wenn Sie bei Ihrem bisherigen Entschluß beharren? Gewiß nicht. Sie berauben

nur sich selbst des Glückes, dessen Sie theilhaftig werden könnten.«

Der alte Mann hatte wieder das Haupt auf die Brust gesenkt, schweigend blickte er vor sich hin, er schien absichtlich vermeiden zu wollen, dem Blick Ladenburgs zu begegnen. Seine Lippen zuckten krampfhaft und die Hände, die auf den Knien lagen, zitterten.

Er hatte das Alles ja sich selbst gesagt und den eigenen Trotz verdammt, der ihm nicht erlauben wollte, die Hand anzunehmen, die ihm zur Versöhnung geboten wurde.

Er sah nicht, daß Ladenburg leise hinausging, in dumpfem Brüten versunken sah er nur die Bilder, die vor seinem geistigen Auge vorüberzogen.

Und als er nun aufblickte, aus diesem Brüten erwachend, fuhr er erschreckt zusammen, war es ihm doch, als ob ein Gespenst plötzlich vor ihm aus dem Boden aufgestiegen sei.

»Vater!« rief eine weiche, melodische Stimme – ach, wie lange schon hatte er sich vergeblich danach geseht, den Klang dieser Stimme wieder zu hören.

Unaufhaltsam schossen ihm die Thränen in die Augen, vergeblich versuchte er, noch einmal sich mit dem alten Trotz zu wappnen, die Eisrinde schmolz, als die Aermchen der Kinder den Greis umschlangen und mit ihren großen, unschuldvollen Augen ihn bittend anschauten.

Die Liebe, die er längst erstorben glaubte, erwachte wieder in seinem Herzen, ihr strahlender Sonnenglanz umfloß ihn; wie hätte er jetzt noch daran denken können,

dieses namenlose Glück den Vorurtheilen seines Standes zu opfern?

Er breitete die Arme aus und hielt sein Kind und seine Enkel lange umschlungen, und Werner Ladenburg stand vor ihm und blickte mit einem Lächeln des Glücks auf die Gruppe.

Wie die Augen des alten Mannes leuchteten, als seine Enkel auf seinen Knien saßen und er sie nun herzte und küßte! So schön war ihm kein Tag seines Lebens erschienen, wie dieser, er hätte niemals geglaubt, je wieder so glücklich werden zu können.

Und wie mancher schöne Tag folgte nach diesem Tage des Glückes!

Meta und ihr Gatte, die fortan in dem Schlosse wohnten, boten Alles auf, den Pfad, auf dem der Greis seiner letzten Ruhestätte zuwanderte, mit dem Sonnenscheine der Liebe zu vergolden, und Graf Leonard von Friedberg vergaß seine interessanten Urkunden und seine Kunstsammlung, um mit seinen Enkeln zu spielen und wieder zu werden, was sie waren: ein heiteres, harmloses Kind!

Unterdessen saß Röschen Tag und Nacht mit bangen Sorgen an dem Schmerzenslager des geliebten Mannes; an ihr gingen die Ereignisse vorüber, ohne sie tiefer zu berühren. Die Verurtheilung ihres Verlobten zu langjähriger Gefängnißhaft entlockte ihren Lippen kein Wort des Bedauerns, aber als Ladenburg, der fast täglich sich nach dem Befinden des Patienten erkundigte, ihr mittheilte,

Graf Willibald sei in Paris in einem Duell gefallen, flammte ein Strahl der Freude in ihren schönen Augen auf, sie sah, darin einen Act der gerechten Vergeltung.

Graf Leonard nahm diese Hiobspost mit größerer Ruhe auf, als seine Kinder erwartet hatten, ja, ihm schien sogar eine Last von der Seele zu fallen. Und weshalb hätte er sich auch darüber grämen sollen? Er mußte sich ja sagen, daß sein Sohn niemals eine andere, bessere Bahn betreten hätte, und daß es besser sei, ihn unter dem Rasen, als im Zuchthause zu wissen.

Er vergab dem Todten, aber vergessen konnte er ihm nicht den Aerger und Kummer, den er seinetwegen erduldet hatte. Und in dem Proceß gegen den Doctor Schwabe, den Werner Ladenburg mit aller Energie führte, kam auch Manches zur Sprache, was auf den Charakter Willibalds kein günstiges Licht werfen konnte.

Dem alten Herrn wurde das freilich verheimlicht, sein Glück sollte keine Wolke mehr trüben.

So schwand der Winter und der Frühling brachte dem Maler Berthold Hasting die Genesung.

Seine kräftige Natur hatte den schweren Kampf überwunden, aber nicht ihr allein, auch und wohl zumeist der Pflege Röschens dankte er die Rettung seines Lebens.

Er wußte es, und wenn er es nicht gewußt hätte, so würde er es in ihren Augen gelesen haben, deren freudiges Leuchten ihm bewies, wie theuer ihr sein Leben war.

Der erste Besuch, den er nach seiner Genesung im Schlosse machte, war für Alle, und vorzüglich für den alten Grafen, ein Tag der Freude.

Und am Abend desselben Tages empfing Berthold von den Lippen Röschens das süße Geständniß ihrer Liebe, als seine Gattin folgte sie ihm bald darauf in seine Heimat, und ob auch die Leute Anfangs über die Heirat ihre Glossen machten, schon nach kurzer Zeit war Frau Rosa Hasting wegen ihres edlen Charakters so sehr beliebt, daß sie in allen Kreisen der Gesellschaft gern gesehen wurde und Niemand daran dachte, ihre niedrige Herkunft ihr zum Vorwurf zu machen.